

STEINE SPRECHEN

ZEITSCHRIFT DER ÖSTERREICHISCHEN GESELLSCHAFT FÜR
DENKMAL- UND ORTSBILDPFLEGE

Wien, im Oktober 2014

Nr. 147/148 (Jg. LIII 1/2)



Editorial

Die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege hatte sich im Jahr 2011 unter der neuen Präsidentschaft von Friedmund Hueber entschlossen, verstärkt den Zielsetzungen eines gesamtösterreichischen Betrachtungsraumes zu entsprechen und hat seither den Ausgaben der Zeitschrift *Steine sprechen* von Nr. 142 bis 146 jeweils Bundesländerschwerpunkte zu Grunde gelegt. Nach den Bundesländern Steiermark (Nr. 142), Oberösterreich (Nr. 143), Burgenland (Nr. 144/145) und Niederösterreich (Nr. 146) ist das vorliegende Heft dem Bundesland und der Bundeshauptstadt Wien gewidmet.

Dies geschieht aus aktuellem Grund. In den letzten Monaten kam es zu einer sehr heißen, lebhaften Diskussion um neueste Tendenzen in der Wiener Stadtplanung, die bei Denkmalschützern erhebliche Besorgnis um die zukünftige Entwicklung ausgelöst hat. Gab es noch im Stadtentwicklungsplan STEP 2005 klare Grundsätze, die laut den vom Wiener Gemeinderat im Jahr 2002 beschlossenen *Neuen Richtlinien für die Planung und Beurteilung von Hochhausprojekten* Gebiete definierten, in denen kein Hochhaus errichtet werden darf, und zwar in *allen verordneten Schutzzonen gemäß Bauordnung von Wien, in allen verordneten und beabsichtigten Landschaftsschutzgebieten, in allen wesentlichen Sichtachsen und Blickbeziehungen des Stadtbildes und in allen Welterbearealen*, so wird dieser Grundsatz in dem am 25. Juni 2014 beschlossenen neuen Stadterweiterungsplan STEP 2025 anscheinend verlassen. Während der STEP 2005 noch weitgehend den Vorgaben des *Wiener Memorandums* entsprach, das als Ergebnis der UNESCO-Konferenz zum Thema *Weltkulturerbe und zeitgenössische Architektur* in Wien im Mai 2005 beschlossen wurde und das im Rahmen der 15. Generalversammlung der Mitgliedsländer der Welterbekonvention im Oktober 2005 in Paris als offizielles Dokument der UNESCO für den Umgang mit dem kulturellen Welterbe anerkannt wurde, sieht der STEP 2025 *die heutige Stadt und ihr kulturelles Erbe* nur noch als *Ergebnis einer vielfachen Überlagerung und Setzung unterschiedlicher Haltungen* und fordert ein Weiterbauen an der Stadt *ohne Sentimentalität, aber mit Respekt vor dem Bestand*. Wie dies aussehen soll, verrät der *Masterplan Glacis* mit dem *überarbeiteten Wiener Hochhauskonzept*, der just im Randbereich der Wiener Ringstraße, also in der Kernzone des *UNESCO-Weltkulturerbes Wiener Stadtzentrum* die Errichtung neuer Hochhäuser vorsieht. Geplant ist dabei die Verbauung bisher unverbauter so genannter *Restflächen* oder das Ersetzen bestehender Objekte durch Hochhausneubauten. Dass dies aber nicht ohne Kontroversen ablaufen wird, zeigt bereits im Vorfeld die Auseinandersetzung um den geplanten Neubau des Rechenzentrums Rathausstraße 1 im März dieses Jahres. An dieser Stelle des einstigen Glacis steht seit 1980 das Bürogebäude des Architekten Harry Glück, zu dessen Errichtung damals von der Stadt Wien verfügt wurde, dass die Blickachse von der unteren Josefstädter Straße auf den Stephansdom

nicht verstellt werden darf. Das von der Wiener Stadtentwicklungs-GmbH präsentierte Neubauprojekt sah dagegen eine Verstellung des so genannten *Stefflblicks* vor. Professor Wilfried Posch erklärte dazu im Namen des Österreichischen ICOMOS-Nationalkomitees: *Wenn man vom Theater in der Josefstadt Richtung Innenstadt blickt, dann sieht man den Dom. Das ist ein Teil der Wiener Identität und ein ganz wichtiges Kulturgut, das zu schützen man verpflichtet sei, seit das historische Zentrum Wiens zum UNESCO-Weltkulturerbe erklärt worden ist. In der Folge führten dementsprechende Anträge der Bezirksvertretung des VIII. Wiener Gemeindebezirks glücklicherweise dazu, das Neubauprojekt Rathausstraße 1 dahingehend abzuändern, dass die Blickachse aus der Josefstädter Straße auf das Stadtzentrum nicht durch Baulichkeiten oder Sonstiges verstellt wird.*

Während damit ein wichtiger, wenn auch nur begrenzter Erfolg der Denkmalpfleger zu verzeichnen ist, scheint die Kontroverse um das Hochhaus-Neubauprojekt am Heumarkt, über welches im vorliegenden Heft berichtet wird, immer mehr zu eskalieren. Der bisherige Höhepunkt des Unmuts kulturbewegter Wiener Bürger wurde am 25. September 2014 mit einer Kundgebung *Für die Erhaltung des Wiener Kulturerbes – Stoppt die Zerstörung!* erreicht. Im Rahmen dieser Demonstration, die vom Eislaufverein (Heumarkt) bis zum Rathaus führte, wurde u. a. auf die *rasant fortlaufenden Zerstörungen historischer Bauten in Wien auch innerhalb von Schutzzonen, auf die Zerstörung von Kulturlandschaften sowohl in den Weinbergen als auch in historischen Gartenanlagen, auf die laufende und drohende Stadtbildzerstörung durch Hochhäuser in historischen Bauensembles, auf die geplante Verbauung von Teilen des Otto-Wagner-Spitals Steinhof* und auf die *Dachausbauten und Aufstockungen* hingewiesen, die *immer mehr das Stadtbild beeinträchtigen*.

Angesichts dieser Probleme scheinen die erfreulichen Meldungen gleichsam unterzugehen, die es in dieser Ausgabe mitzuteilen gibt. Doch zeigen Erfolge, wie die Anerkennung der Rettung der *Gedenkstätte Gustav Klimt* in Wien-Hietzing durch Europa-Nostra, die Rettung der Heiliggeistkirche in Bruck an der Mur oder die Restaurierung der Deckengemälde von Camillo Sitte in der Wiener Mechitharistenkirche, dass sich der beharrliche Einsatz für bedrohte Denkmäler nach wie vor lohnt. Die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege hat an allen drei genannten Unternehmen initiativ und begleitend mitgewirkt und teilt ihre Freude an den Erfolgen mit den maßgeblich daran Beteiligten, mit dem *Verein Gedenkstätte Gustav-Klimt*, mit Univ.-Prof. Dr. Philipp Harnoncourt und dem *Förderverein HGK* sowie mit der Mechitharisten-Congregation und dem Bundesdenkmalamt.

Mario Schwarz

Vordere Umschlagabbildung: Der *Stefflblick* in der Blickachse von der Josefstädter Straße zum Dom, wurde im letzten Moment vor der Verbauung gerettet. (Photo: Ch. Chinna ©).

Die Ringstraßenzone und deren schändliche Verfremdung

Friedmund Hueber

Die Entstehung der Ringstraße

Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts war Wien kleiner als der heutige 1. Bezirk. Die Stadt war dicht verbaut, befestigt und von Kurtinen und Bastionen (Basteien) mit Kasematten umgeben, auf denen sich beliebte, luftige Spazierwege befanden, von denen man über das weite Glacis, in dem im Westen der Wienfluss verlief, hinaus in die Vorstädte und zum Wienerwald blicken konnte.

Die Stadt war ungesund und der Haupt- und Residenzstadt des Österreichischen Kaiserreiches nicht würdig. Sie entsprach nicht im Geringsten den Hauptstädten anderer Großmächte, wie London oder Petersburg. So wie auch Paris fehlte ihr Licht und Luft, Größe und Weite. Den hygienischen Anforderungen und jenen des Verkehrs und des Bevölkerungszuwachses musste Rechnung getragen werden. In Paris begann Napoleon III. 1853 mit Georges-Eugène Haussmann diesen Anforderungen durch großflächigen Kahlschlag, breite Chaussées zur Verbindung der Bezirke und zur Schaffung von Licht und Luft in der Stadt vergleichbare Situationen zu verbessern. Dies mag auch den jungen Kaiser in Wien ermutigt haben, für seine Residenzstadt ähnliches zu erreichen.

Mit nachstehendem kaiserlichen Dekret **„Allerhöchstes Handbillet von 20. Dezember 1857 an seine Exzellenz, den Minister des Inneren, Freiherrn von Bach“**, verfügte Kaiser Franz Josef I. die Schleifung der Befestigung, die Verbauung des Glacis und die Errichtung der Ringstraße zur Erweiterung der Stadt:

Se. K.k. Apostolische Majestät haben bezüglich der Erweiterung der innern Stadt Wien nachstehendes Allerhöchstes Handschreiben an den Minister des Innern zu erlassen geruht: „Lieber Freiherr von Bach! Es ist Mein Wille, daß die Erweiterung der inneren Stadt Wien mit Rücksicht auf eine entsprechende Verbindung derselben mit den Vorstädten ehemöglichst in Angriff genommen und hiebei auch auf die Regulierung und Verschönerung Meiner Residenz- und Reichshauptstadt Bedacht genommen werde. Zu diesem Ende bewillige Ich die

Auflassung der Umwallung und Fortifikationen der inneren Stadt, so wie der Gräben um dieselbe.

Jener Theil der durch Auflassung der Umwallung der Fortifikationen und Stadtgräben gewonnenen Area und Glacis-Gründe, welcher nach Maßgabe des zu entwerfenden Grundplanes nicht einer anderweitigen Bestimmung vorbehalten wird, ist als Baugrund zu verwenden und der daraus gewonnene Erlös hat zur Bildung eines Baufondes zu dienen, aus welchem die durch diese Maßregel dem Staatsschatze erwachsenden Auslagen, insbesondere auch die Kosten der Herstellung öffentlicher Gebäude, so wie die Verlegung der noch nöthigen Militär-Anstalten bestritten werden sollen. Bei der Entwerfung des bezüglichen Grundplanes und nach Meiner Genehmigung desselben bei der Ausführung der Stadterweiterung ist von nachstehenden Gesichtspunkten auszugehen:

Mit der Wegräumung der Umwallung und Fortifikationen und der Ausfüllung der Stadtgräben ist in der Strecke von der Biberbastei bis an die Umfassungsmauer des Volksgartens in der Art zu beginnen, daß längs dem Donaukanale ein breiter Quai hergestellt und der vom Schottenthore bis zum Volksgarten gewonnene Raum theilweise zur Regulierung des Exerzirplatzes benützt werden kann. Zwischen diesen gegebenen Punkten hat zunächst die Erweiterung der inneren Stadt in der Richtung gegen die Rossau und die Alservorstadt zu geschehen, einerseits dem Donaukanale, andererseits der Grenzlinie des Exerzirplatzes folgend, jedoch mit Bedacht auf die entsprechende Einschließung der im Bau befindlichen Votivkirche. Bei der Anlage dieses neuen Stadttheiles ist zuvörderst auf die Erbauung einer befestigten Kaserne, in welcher auch die große Militär-Bäckerei und das Stabsstockhaus unterzubringen sind, Rücksicht zu nehmen und hat diese Kaserne achtzig (80) Wiener Klafter von der Augarten-Brücke nach abwärts entfernt, in der verlängerten Achse der dorthin führenden Hauptumfassungsstraße zu liegen zu kommen. Der Platz vor Meiner Burg nebst den zu beiden Seiten desselben befindlichen Gärten hat bis auf weitere Anordnung in seinem gegenwärtigen Bestande zu verbleiben. Die Fläche außerhalb des Burghores

bis zu den kaiserlichen Stallungen ist frei zu lassen. Ebenso hat der Theil des Hauptwalles (Biberbastei), auf dem die Meinen Namen führende Kaserne liegt, fortzubestehen. Die fernere Erweiterung der inneren Stadt ist bei dem Kärnthnerthore und zwar auf beiden Seiten desselben in der Richtung gegen die Elisabeth- und Mondschein-Brücke bis gegen das Karolinenthor vorzunehmen. Auf die Herstellung öffentlicher Gebäude, namentlich eines neuen General-Kommando's, einer Stadt-Kommandantur, eines Oberhauses, eines Reichsarchives, einer Bibliothek, eines Stadthauses, dann an den Platz der nöthigen Gebäude für Museen und Gallerien ist Bedacht zu nehmen und sind die hiezu zu bestimmenden Plätze unter genauer Angabe des Flächenausmaßes zu bezeichnen. Der Raum vom Karolinenthore bis zum Donaukanale soll ebenfalls frei bleiben, deßgleichen der große Exerzirplatz der Garnison vom Platze vor dem Burgthore an bis in die Nähe des Schottenthores, und hat letzterer an den Platz vor dem Burgthore unmittelbar anzuschließen. Von der befestigten Kaserne am Donaukanale an bis zum großen Exerzirplatz hat in gerader Linie ein Raum von Einhundert (100) Wiener Klafter Breite frei und unbebaut belassen zu werden. Sonst soll aber im Anschlusse an den Quai längs dem Donaukanal rings um die innere Stadt ein Gürtel in der Breite von mindestens vierzig (40) Klafter, bestehend aus einer Fahrstraße mit Fuß- und Reitwegen zu beiden Seiten, auf dem Glacisgrunde in der Art angelegt werden, daß dieser Gürtel eine angemessene Einfassung von Gebäuden abwechselnd mit freien zu Gartenanlagen bestimmten Plätzen erhalte. Die übrigen Hauptstraßen sind in entsprechender Breite und selbst die Nebenstraßen nicht unter acht Klafter Breite anzutragen. Nicht minder ist auf die Errichtung von Markthallen und deren entsprechende Vertheilung Bedacht zu nehmen. Zugleich ist auch bei Entwerfung des Grundplanes über die Stadterweiterung die Regulierung der inneren Stadt im Auge zu behalten und daher die Eröffnung entsprechender neuer Ausgänge aus der inneren Stadt unter Bedachtnahme auf die in die Vorstädte führenden Hauptverkehrs-Linien, gleichwie der Herstellung neuer, jene Verkehrslinien vermittelnder Brücken die geeignete Beachtung zuzuwenden. Zur Erlangung eines Grundplanes ist ein Konkurs auszuschreiben und ein Programm nach den hier vorgezeichneten Grundsätzen, jedoch mit dem Beisatze zu veröffentlichen, daß im Uebrigen den Konkurrenten freier Spielraum bei Entwerfung des Planes gelassen werde, gleichwie sonstige hierauf bezügliche geeignete Vorschläge nicht

ausgeschlossen sein sollen. Für die Beurtheilung der eingelangten Grundpläne ist eine Kommission aus Repräsentanten der Ministerien des Innern, des Handels, ferner Meiner Militär-Central-Kanzlei und der Obersten Polizei-Behörde, einem Abgeordneten der Nieder-Oesterreichischen Statthalterei und dem Vorsitze eines Sektions-Chefs des Ministeriums des Innern zu bilden und sind drei von dieser Kommission als die besten erkannten Grundpläne mit Preisen und zwar in den Beträgen von zweitausend, eintausend und fünfhundert Stück k.k. Münzdukaten in Gold zu theilen. Die hiernach als die vorzüglichsten erkannten drei Grundpläne sind Mir zur Schlußfassung vorzulegen, so wie über die weiteren Modalitäten der Ausführung unter Erstattung der bezüglichen Anträge Meine Entschliebung einzuholen sein wird. Sie haben wegen Ausführung dieser Meiner Anordnungen sogleich das Entsprechende zu verfügen.

Wien, am 20 December 1857

Franz Joseph m.p.“

(Quelle: Österr. Nationalbibliothek).



Abb. 1

An dem im Jänner 1858 ausgeschriebenen Wettbewerb beteiligten sich 85 Architekten aus ganz Europa. Dem kaiserlichen Dekret entsprechend oblag es der genannten Kommission unter Einbeziehung der drei preisgekrönten Projekte einen Grundplan zu entwickeln. Dieser Plan wurde 1859 vom Kaiser genehmigt. Den Erkenntnissen aus dem Wettbewerbsergebnis folgend, modifizierte der Kaiser seine Vorgaben in einer Direktive vom 15. Dezember 1858.

Dementsprechend sollte u. A. die neue Oper rechts vom Kärntnerthor entstehen, die beiden Museen gegenüber dem Hofgarten, die Universität in der Nähe der Votivkirche, das Stadthaus rechts vom Schottentor, das Reichsarchiv durfte in dem Gebäude untergebracht werden, das für die Hofbibliothek vorgesehen war etc.. Wesentlich war es auch, auf die

polizeilich-militärischen Strategien Rücksicht zu nehmen. So sollten neben der bestehenden Franz Josef - Kaserne, die sich am westlichen Übergang zwischen Ring und Donaukanal befand, eine weitere, die Rossauerkaserne, am östlichen errichtet werden. Beiden war ein freies Feld vorzulagern. Das Rathaus sollte ursprünglich beim Schottentor entstehen, bevor es auf dem großen Exerzierfeld gebaut wurde, wo es heute noch steht. Der Rest des Exerzierfelds links und rechts davon musste noch einige Jahre unverbaut bleiben, bis er in den 80iger Jahren verbaut werden durfte.

Der Grundplan für den Bereich des Glacis, die Verbindungszone zwischen der Stadt und den Vororten, musste mehrfach im Detail modifiziert werden. Die Planungsaufgabe war nicht nur eine Prachtstraße mit repräsentativsten Bauten zu errichten, sondern auch, die Vororte an die Stadt verkehrstüchtig anzubinden und in den Bereichen der ursprünglichen Stadttore flüssigen Verkehr zu ermöglichen. Dies umfasste auch die (Innere) Stadt und die Bebauung bis zum Linienwall. So wie bei der Kärntnerstraße gab es auch in vielen anderen Bereichen der Innenstadt große Abschnitte, in denen für die Verkehrserschließung abgebrochen, begradigt, erweitert und neu gebaut worden ist.

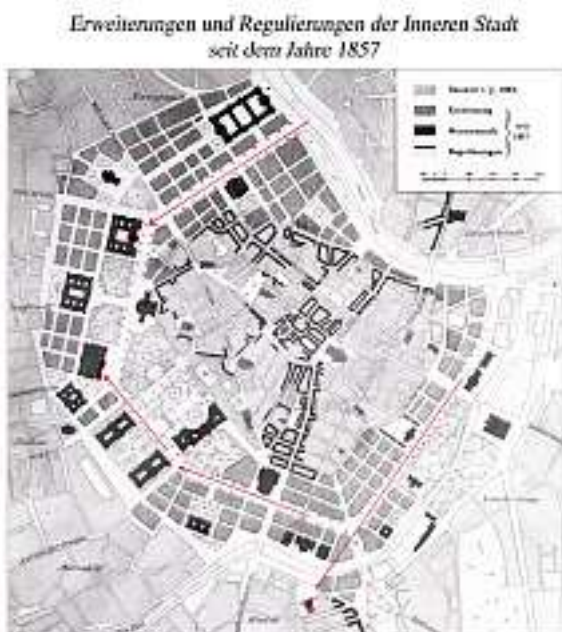


Abb. 2: Erweiterung und Regulierung der Inneren Stadt seit 1857. Neben der Bebauung der Ringstraße ist an den schwarz dargestellten Gebäuden in der Kärntnerstraße etc. zu sehen, wo durch Abbruch und Neugestaltung die Stadt in der 2. Hälfte des 19. Jh. durch den Stadterweiterungsfonds verändert wurde. (Archiv der Stadt Wien).

Die Planung und Verwaltung des Projektes „Ringstraße“ als prunkvolle Verbindung zur Einbeziehung der Gemeinden bis zum Linienwall (Gürtel) lag ohne Befassung der Stadtverwaltung in der Hand des Staates (Innenminister, Stadterweiterungsfonds¹). Die Infrastruktur (Gas, Wasserleitungen und Abwasserkanäle) hatte jedoch die Stadt herzustellen, was sie in wirtschaftliche Bedrängnis brachte.

Unter dieser Voraussetzung ging die Absicht, die Straßen, öffentlichen Anlagen und Prunkbauten durch den Erlös aus dem Grundstücksverkauf für Privatbauten zu finanzieren, vollinhaltlich auf. In den Jahren 1858 – 1914 brachte dies dem Fonds Einnahmen von 112,525.831 Gulden bei Ausgaben von 102,329.696 Gulden! Einen **Gewinn von ca. 10,8 Millionen Gulden**, von dem immer noch kleine Reste im Innenministerium dienlich sind. Obwohl die Ringstraße selbst schon am 1. Mai 1865 und der Stadtpark 1867 eröffnet worden sind, gestaltete sich die Errichtung der Privatbauten anfangs zögerlich. Das Geschäft wurde von Baugesellschaften übernommen, welche sich vornehmlich auf Grundstücksspekulationen und Bodenpreistreiberei konzentrierten. Um das notwendige Kapital zu erhalten, bildeten sie Aktiengesellschaften und in der Folge zur Absicherung Tochtergesellschaften für einzelne Projekte. **„Zwischen 1869 und 1872 hielten die Baugesellschaften Baugründe im Ausmaß von 604.800 bis 702.000 m²“².**

Um der schleppenden Errichtung von Privatpalais entgegen zu wirken, gab es Steuerbegünstigungen und mehrfach auch ein Adelsprädikat für die Bauherren. Zur Regulierung der Bebauung wurde 1859 eine neue Bauordnung erlassen und in den Vorstädten bis zum Linienwall, den neuen Außenbezirken, an Hauptstraßen Straßenverbreiterungen und Aufzonungen festgelegt. Noch heute ist dies vielerorts im Straßenbild ablesbar, wo ältere, niedrigere Häuser noch in der alten Straßenflucht vor den danach errichteten, zurückgesetzten, höheren Gebäuden stehen .

1890 – 1892 fand die zweite Stadterweiterung statt, welche die Orte außerhalb des Linienwalls umfasste. Anstelle dieses trennenden Bauwerkes wurde der Gürtel als äußerer Verkehrserschließungsring um Wien angelegt.



Abb. 3: Aufzungsgebiet. Zum Teil sind Gebäude in der Flucht und mit der Höhe vor der Aufzungs erhalten, während später errichtete Nachbargebäude, wegen der höheren Bebaubarkeit, mehr als doppelt so hoch, in der um 1900 festgelegten, zurück gesetzten Baulinie daneben stehen (Foto: Hueber).

Stadtgestaltung im Historismus

Durch die Stadterweiterung und die Anlage der Ringstraßenzone wurde ein Gesamtkunstwerk geschaffen, das durch strenge Regeln für die Gestaltung der Einzelobjekte und durch imperiale Zu- und Unterordnung der öffentlichen Räume ein einheitliches Ganzes schuf. Als Vorbild für das Ganze diente die Rezeption von Stadtplanung und Architektur des imperialen Rom in der Renaissance, in die sich Bauten, deren Funktion Vorbilder aus anderen Epochen verlangten, harmonisch einfügten (z. B. Neugotisches Rathaus als Spiegel der Architektur des mächtig gewordenen Bürgertums in Flandern).

Seit der Wiederentdeckung der Antike, von der Renaissance über Barock und Klassizismus, bis hin zum eklektizistischen Historismus der Ringstraßen- und Gründerzeit war der römische, antike Formenkanon für die Stadtgestaltung verbindlich.

Die antike griechische Architektur dachte noch in geschlossenen, freistehenden Körpern (z. B. Tempel oder Oikos in einer Insula) die, ohne besonderen Bezug zueinander, als eigenständige Objekte höchstens als "Raumschieber" wirkten. Diese Eigenständigkeit jedes Baukörpers entsprach der demokratischen Gesellschaftsordnung.

Bei den Nachfolgern Alexanders des Großen, die ihre hellenistischen Reiche bildeten, entwickelte sich durch komplexe Bauaufgaben, der Staats- und Gesellschaftsform entsprechend, ein Architekturkonzept, in welchem die Gebäude hierarchisch einander zugeordnet und oft repräsentativ und wirkungsvoll axial ausgerichtet wurden.



Abb. 4: Der Graben in Wien I., vom Dachgeschoß Kohlmarkt 1 gesehen.

Im Zuge der Stadterweiterung wurden auch Regulierungen in der Innenstadt durchgeführt. So hat man den Bereich über und vor der Römischen Stadtmauer von Vindobona, den Graben, den damaligen Regeln des Städtebaus entsprechen durch gleich hohe Randbebauung zu einem schachtelartigen Raum umgebaut. (Foto: Hueber, 2010).

In der imperialen römischen Architektur verlor der selbständige Baukörper immer mehr an Bedeutung und wurde vom schachtelartigen Raum abgelöst. Die Römer dachten **nicht in Körpern, sondern in Räumen!** Die Grundregel und damit die Ursache für die Gestaltform oder Wirkung der Plätze oder Straßen ergab sich aus der Auffassung der Stadt als eine Folge von Freiräumen mit dem Straßenpflaster als Boden und der Summe der angrenzenden Fassaden als Wände, die den Raum begrenzen und ihm sein Gepräge und seine Ausrichtung geben. Gerahmte Durchblicke oder Wegkrümmungen führen in den nächsten Raum. Wegen ihrer Bedeutung gestalterisch hervorgehobene Gebäude setzten als Blickpunkte (point de vue) besondere Akzente. Architektur wurde mit Stadtplanung und -gestaltung verflochten. Bauwiche, die Abstandhalter zwischen den Häusern, wurden aufgegeben. Die Häuser einer Straßenzeile wurden direkt aneinander gestellt, um eine einheitliche Begrenzungswand der Straße zu bilden. Die Fassaden an einem Platz verlieren ihre Eigenständigkeit und werden Bestandteil der Platzwände. Diesem römischen Gestaltungsprinzip folgte der Städtebau von der Wiederentdeckung in der Renaissance bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts..

Um den urbanen Freiraum klar zu begrenzen und formal zu definieren, wurden seine Wände einer einheitlichen Gestaltungsregel unterworfen. Dies führte zur Loslösung der Fassade vom Gebäude dahinter. Die Fassade erhielt eine doppelte Funktion: zum einen als Teil der Begrenzungswand eines



Abb.5: Marokkanergasse. Die Fassaden an innerstädtischen Straßen und Plätzen wurden als Teil von Begrenzungswänden schachtelartiger Räume aufgefasst. Jeder dieser Wandabschnitte muss sich integrieren, soll er nicht durch unangemessene Auffälligkeit Eigenständigkeit erlangen und die geschlossene Einheit der Straßenwand sprengen. Für das Einfügen in die Straßenwand sind die Farbintensität, der Helligkeitsgrad, die Oberflächentextur und das Fassadenrelief ausschlaggebend. Gebäude, die einen Straßenraum abschließen, oder an der Außenachse einer Straßenbiegung liegen, werden zum Blickpunkt in der Straßenflucht und verdienen bei der Gestaltung eine besondere Beachtung. Sie bestimmen wesentlich die Wirkung des urbanen Freiraumes. (Foto: Hueber).

öffentlichen Freiraumes, zum anderen als äußerer Abschluss der Räume des Gebäudes. (Diese Doppelfunktion rechtfertigt gelegentlich die Forderung der Stadtbildpflege, die Fassade als gestalteten Teil des Straßenraumes zu erhalten, wenn auch das Gebäude dahinter aufgegeben werden muss). In Folge dieses Gestaltungsprinzips hat sich die Fassade als Bestandteil der Straßenwand in deren Gestaltwirkung einzufügen.

Zur einheitlichen Gestaltung der Begrenzung des urbanen Freiraums wurden überdies oft die Fassaden mehrerer Häuser zu einer einzigen palastartigen Fassade zusammengefasst, oder man gestaltete in geschlossener Bauweise schlicht zwei oder mehrere Häuser parzellenübergreifend als eines.

In strenger Konsequenz dieses Prinzips wurden an bedeutenden Stellen Wiens (z.B. bei den Häusern auf den Feldergründen neben dem Rathaus), sozusagen als Bestandteil der Bebauungsbestimmungen, den Bauwerbern Fassadenentwürfe vorgegeben, die über ganze Straßenfronten vorgefertigt waren. Besonders im Späthistorismus entstanden häufig, durch das Zusammenfassen aller Gebäude eines Häuserblocks an einer Straßenfront, große palastartige Fassaden. Der Vergleich dieser Planvorgaben mit den dann tatsächlich durchgeführten Bauten zeigt, dass bei der



Abb. 6: Mariahilferstraße in Wien. Drei Häuser, die als Bestandteile einer einheitlichen historistischen Straßenwand gestaltet sind. Die beiden vorderen als "Zwillingshäuser" mit gleicher Detailsbildung, jedoch unterschiedlicher Farbgestaltung. Auch das dritte, ein Eckhaus, nimmt Material, Relieftiefe und horizontale Schattenlinien der Nachbargebäude - trotz unterschiedlicher Gestaltung - auf. (Foto: Hueber).

Durchführung die Fassadengestaltung im Detail modifiziert werden konnte, der vorgegebene Gesamteindruck aber erhalten blieb. In Randbezirken und in Nebenstraßen beschränkte man sich auf die Vorgabe von Trauf- und Zwischengesimshöhen, um

Einheitlichkeit, formale Ruhe, Ordnung und Orientierbarkeit zu schaffen. Die einzelnen Fassaden und damit die Parzellengrenzen in einer derartigen Straßenfront waren nur durch bescheidene gestalterische Unterschiede erkennbar

Gestaltung der Ringstraßenzone

Das städtebauliche Gesamtkunstwerk „Ringstraßenzone“ ist - abgesehen von einigen profitgierigen Eingriffen - noch weitgehend intakt. Es besteht aus einer Raum bildenden Straßenrandbebauung, deren Höhe reguliert ist, um ruhige, urbane Freiräume zu definieren. So wie man in weiterer Folge den Wienerwald-Gürtel als Lunge der Großstadt zu erhalten trachtete, hat man bei der Glacisverbauung als Ersatz für diesen Erholungsraum für die inneren Stadtbezirke **großzügige Parkanlagen** eingeplant (Abb. 9). Die durchgehend gleich hohe Bebauung schafft für alle Liegenschaften der Wohnbebauung gleichsam demokratische Bedingungen. Die der Öffentlichkeit dienenden Gebäude wie Universität, Burgtheater, Museen und Oper, Herrenhaus und Konzerthaus erhielten ihrer gehobenen Bedeutung entsprechend herausragende Akzente. Nur das Rathaus und die Türme katholischer Kirchen durften die Höhe der ruhigen Dachlandschaft der

Wohnbebauung überragen. Um die Sonderbauten besonders in Szene zu setzen, sind sie durch die der Erholung und Erbauung dienenden Parkanlagen frei gestellt. Die Straßen sind ihrer Bedeutung entsprechend unterschiedlich breit, aber immer so dimensioniert, dass für ausreichend Belichtung und Belüftung gesorgt ist.

Besonders großzügig, 40 Klafter breit, ist die Ringstraße angelegt, mit einer dem Fahrverkehr gewidmeten breiten Chaussée, die beiderseits von einem Reitweg und als äußere Begrenzung von Trottoirs begleitet wird. Zur Beschattung der Reit- und Fußwege sind, die Reitwege beiderseits begleitend, Alleen angelegt. Die Reitwege können heute, entsprechend reguliert, dem Ritt auf dem „Drahtesel“ dienen. Auch in die innere Stadt und an den Hauptachsen der angrenzenden Bezirke wurden breite Straßen trassiert, neben denen die angrenzende Bebauung aufgezont werden konnte, wodurch im Durchschnitt, anstelle der Bauten aus dem Biedermeier, die Errichtung von doppelt so hohen, großstädtischen möglich wurde. Diese großstädtische, historistische Architektur ist in alle Bezirke vorgedrungen. Es wurden ganze Stadtteile neu errichtet und die alten Ortskerne mit neuen Straßenräumen durchwoben.

Durch die rasante, aber kontinuierliche Weiterentwicklung des Stilempfindens vom Biedermeier über den Strengen- und den Späthistorismus bis hin zum Jugend- und Heimatstil, erhielten die im Lauf der Jahrzehnte in dichter Abfolge entstandenen Stadtteile unterschiedliche, der jeweiligen Entstehungszeit entsprechende, identitätsstiftende Gestalt. Überdies wurden in jedem der Stadtteile jeweils unterschiedliche Bevölkerungsgruppen dominant, und die Bewohner prägten das Gefüge, wie vice versa das städtische Gefüge die Bewohner mitprägte. Hietzing, Ottakring, Döblinger Cottage, die Josefstadt, Hernals, Fünfhaus, Mariahilf oder Favoriten, in jedem dieser Stadtteile entwickelte sich ein spezielles, unverwechselbares Ortsbild und erweckt damit ein Heimatgefühl, das durch die Bebauung und die Bevölkerung geprägt ist.

Die klarste, repräsentativste und im städtebaulichen Zusammenhang am besten erhaltene Einheit Wiens stellt, wohl unbestritten, die Ringstraßenzone dar. Sie wurde neben den verkitschten Lipizzanern, den Sängerknaben und dem Riesenrad zu einem hervorragenden *Branding* Wiens. Diese einheitliche städtebauliche Struktur mit einer noblen Vielfalt repräsentativer Bauten, mit einer Ausgewogenheit zwischen Verbauung und begrüntem Freiraum mit ebenmäßigen, einheitlich gestalteten Straßenräumen,

ist heutigem Bauschaffen fremd und weckt im Unterschied dazu bei jedem Besucher ein Gefühl von Harmonie, Würde, Großzügigkeit und Erhabenheit. Sie verkräftet die meisten Eingriffe mit „modernen“ Gebäuden, solange sich diese in ihrer Höhenentwicklung und Dichte an die im 19. Jh. festgelegten Bebauungsbestimmungen halten. Jene Neubauten, die sich überdies in die Straßen- oder Platzwand, in der sie errichtet wurden, einordnen und die Gestaltungsprinzipien der Nachbarbauten respektieren, wurden zu einem neuzeitlichen und adäquatem Bestandteil des Gesamtkunstwerkes. Es ist falsch verstandener Fortschritt, durch Hochhäuser und Glasfassaden diesen homogenen Bestand zu zerstören. Wien wird zur „Smart city“, wenn es Missstände beseitigt und in Sanierungs- und Neubaugebieten zeitgemäßen Fortschritt zeigt.



Abb.7: Das OPEC - Gebäude in der Wipplingerstraße fügt sich mit seiner zeitgemäßen Gestaltung durch Übernahme der Gebäudehöhe des Materials der Oberfläche und bedeutender Schattenlinien in die Straßenwand ein (aus: „Wien - Innere Stadt Weltkulturerbe und lebendiges Zentrum“ S. 25).

Angriff auf Bestand und Wirkung

Da eine dicht verbaubare Liegenschaft einen größeren Wert hat als Grünland oder geringfügig Verbaubaubares, hat jede unserer Städte das Instrument der Flächenwidmungs- und Bebauungspläne, um das Bauschaffen im Interesse der Stadtentwicklung und Stadtbildpflege in entsprechende Bahnen zu lenken.

Das zügellose Interesse findiger Liegenschaftsverwerter und die Motivierbarkeit argloser Politiker und Beamter durch geschickte Argumente führen daher andererseits sowohl zu ungesund dicht verbauten Großstädten, als auch zur Zersiedelung der Landschaft. Besonderes Ärgernis erregt es, wenn

wegen besonderer Besitzverhältnisse für einzelne Liegenschaften als Ausnahmeregelung besonders lukrative Bebauungsbestimmungen erlassen werden, durch deren Umsetzung der **Nachbarbestand überdies diskriminiert** wird. Auch in der Ringstraßenzone sind Gebäude Fremdkörper, für welche zur intensiven Bauplatznutzung protektionistisch eigene Bebauungsbestimmungen erlassen wurden. Durch ihre Höhe und Dichte sind und bleiben sie Fremdkörper, welche den Nachbarbestand degradieren und die heute hoch geschätzte Gestalt des *Gesamtkunstwerkes Ringstraßenzone* belasten.

Die Innenbezirke benötigen keine Verdichtung der Bebauung und Beschränkung des Grünraumes!



Abb. 8: Blick vom Hotel Hilton über den Stadtpark auf das im Widerspruch zur übrigen Bebauung, überdimensional und einförmig den Stadtpark wie eine Sperrmauer begrenzende Hotel Intercontinental. (Foto: Hueber).

Mit dem Ringturm hat sich die Stadtverwaltung über ihr Umfeld als Eigner selbst bedient und mittels einer Sonderregelung in den Bebauungsbestimmungen zusätzlich Büros in eine Region gepresst, in der das Verhältnis zwischen Wohn- und Büroflächen so schon am Kippen war.

Diese Transaktion, bei der die Stadt als Behörde die Stadt als Wirtschaftskörper lukrativ bediente, sollte in der jungen Zweiten Republik zum Symbol der Überwindung kapitalistischer alter Verderbtheit und Wegweiser in die moderne, demokratische Zukunft werden.

Diesem Vorbild folgend, wurde mit gleicher Moral teils unter Einbeziehung internationaler Player an der Substanz weitergenagt. Überdies hat sich als probates Mittel zur Abwehr von Kritik herausgestellt, die Kritiker solch protektionistischer Verfahren als *“Ewiggestrige”, “Konservative”, “den Fortschritt Behindernde”* zu orten.

Das Hotel Hilton, der Gartenbau, das Hotel Intercontinental und die Raiffeisenzentrale beengen die Wirkung des nicht überdimensionierten

Stadtparks und nehmen diesem Erholungsraum die Weite, da sie durch ihre Masse und Höhe von jedem Punkt der Grünanlage aus deren nahe Grenzen sichtbar machten. Ohne die Parkfläche kleiner gemacht zu haben, wurde dadurch deren Erholungswert reduziert. Statt diese frühen Bausünden zu korrigieren, wurde in der Folge weiter schamlos versucht, auf Kosten der Umgebung und ihrer Bewohner Profit zu machen und es wurden in *„Wien Mitte“* in einer für den Charakter des Stadtteiles atypischen Weise Allerweltpassagen und -geschäftsf lächen in eine riesige dunkle Blase gepresst. Wie ein aus dem Untergrund gespieenes Ungeheuer bildet dieser dunkle Haufen einen grausigen *Point de vue* für die Hauptstraße des Bezirkes Landstraße.

Nun soll auch die Bausünde „Hotel Intercontinental“ durch weitere Verdichtung und Höhenentwicklung intensiviert werden. Ein Unterfangen, das - jenseits jeder städtebaulichen und stadtgestalterischen Vernunft - nur durch das unselige Zusammenspiel motivierter Beamter und Politiker mit äußerst geschickt agierenden Investoren möglich ist.

Das Projekt „Eislaufverein“

Die Liegenschaften, die Besitzverhältnisse

Gegenstand dieser bedrohlichen Entwicklung sind zwei benachbarte Liegenschaften in der Ringstraßenzone, in der Kernzone des *„Weltkulturerbes Wien Innere Stadt“*. Dazu schreibt der Raumplaner Christian Kühn: *„...Da ist erstens das **Hotel Intercontinental** aus dem Jahr 1964, eine 45 Meter hohe Scheibe mit breitem Sockel, ein typisches Beispiel der moderaten Wiener Moderne der Nachkriegszeit, das zu seiner Entstehungszeit zu Recht als „Masse ohne Maß“ kritisiert wurde. Dem Haus steht eine **Totalsanierung** bevor: Haustechnik und Fassade entsprechen längst nicht mehr aktuellen Ansprüchen, Konferenzräume fehlen.*

*2012 wurde das Objekt von Michael Tojner und der JP-Immobiliengruppe um 50 Millionen Euro erworben. Ebenfalls mehrheitlich in Tojners Besitz wechselt im selben Jahr das zweite, unmittelbar angrenzende Grundstück, auf dem der **Wiener Eislaufverein** bis ins Jahr 2058 das Recht besitzt, eine 6000 Quadratmeter große Eisfläche zu betreiben. Der Kaufpreis aus dem Jahr 2012 ist nicht bekannt; 2008 wurde das Grundstück jedenfalls von dem damals zum Innenministerium ressortierenden Stadterweiterungsfonds um 4,2 Millionen Euro verkauft, nach Ansicht des Rechnungshofs um mindesten fünf Millionen Euro zu günstig. Der Eislaufverein ist bei den Wienern nach wie vor*

beliebt. Seine Gebäude haben ihre beste Zeit allerdings längst hinter sich...“

Der Anstoß zum Verkauf der Liegenschaft

„Eislaufverein“ kommt aus dem Innenministerium (Stadterweiterungsfonds)

Der Wiener Stadterweiterungsfonds wurde, wie bereits festgehalten, 1857 von Kaiser Franz Josef I. gegründet. Sein ursprünglicher Zweck diente der Finanzierung der Monumentalbauten an der Ringstraße bzw. dem Ausbau der Ringstraße. Der Fonds wurde damals im kaiserlichen Polizeiministerium angesiedelt und hatte seinen Sitz daher im Innenministerium. (Die Presse, 14.02.2008; „Wirbel um den Verkauf des Eislaufplatzes am Heumarkt“).

- Seit 2007 plant der Wiener Stadterweiterungsfonds den Verkauf der Liegenschaft des Eislaufverein-Areals am Heumarkt (parlamentarische Anfrage: 3678/J XXIII. GP und Anfragebeantwortung 3667/AB XXIII. GP; 29.04.2008).

Der Stadterweiterungsfonds lud sechs Interessenten, die bereits im Vorfeld ihr Interesse an der Liegenschaft bekundet hatten, schriftlich zur Anbotslegung ein. Entsprechend dem Text der Verkaufsausschreibung erfolgte diese auch im Internet. Das Vergabeverfahren wurde in drei Bierrunden und abschließenden Verhandlungen im BMI durchgeführt. Während in der zweiten Bierrunde Angebote mit einer Höhe bis 9 Mio. EUR für die Liegenschaft bei bestehender Sach- und Rechtslage vorlagen, wurde die Liegenschaft letztlich um 4,20 Mio. EUR verkauft. Dieser Verkaufspreis war vergleichsweise gering, zumal auch die zwischenzeitliche Verhängung einer Bausperre gemäß § 8 Abs. 2 der Bauordnung für Wien de facto keinen Verhinderungsgrund für eine Bebauung entsprechend dem im Jahr 2002 beschlossenen Flächenwidmungs- und Bebauungsplan darstellte. Das Erlöspotenzial wurde nicht ausgeschöpft, das Vergabeverfahren hätte gestoppt werden sollen. (Bericht des Rechnungshofes, Wiener Stadterweiterungsfonds; Bund 2013/4; TZ 19; Seite 15).

- 29.02.2008: Bei der Gemeinderatssitzung sagte der amtsführende **Planungsstadtrat DI Rudolf Schicker**, selbst gelernter Raumplaner, folgendes: „Entgegen dieser Festlegung hat der Eigentümer, der Stadterweiterungsfonds, in einer etwas merkwürdigen Art und Weise ohne Kontaktierung der Flächenwidmungsabteilung, ohne Kontakt mit der Stadtpolitik eine Interessentensuche für den Verkauf dieses Areals begonnen. Und dieser Interessentensuche war - das wissen wir von Bauträgern - die

Information beigelegt, dass es dort zu einer Umwidmung kommen kann und dass man dort auch **Hochhäuser** errichten können. Es sind da ganz merkwürdige Renderings beigelegt, die in dieser Form wohl kaum jemals verwirklicht gewesen wären, weil sie **absolut den Wiener Bauvorschriften widersprochen hätten. Es ist unmittelbar am Rande des Weltkulturerbes, es stehen viele anrainende Liegenschaften in einer Schutzzone, also es wäre undenkbar, an dieser Stelle Hochhäuser zu errichten. Nichtsdestotrotz hat dieser Wiener Stadterweiterungsfonds die Interessenten glauben gemacht, dass dort eine Umwidmung stattfinden wird und diese Umwidmung ihnen hohe Kubaturen ermöglichen wird.**“ (Wörtliches Protokoll Seite 3: Gemeinderat der Bundeshauptstadt Wien; 31 Sitzung vom 29.02.2008). Hier stellt sich die Frage: Gab es hinter dem Rücken des Stadtrates Kontakte zu entscheidungsbildenden Beamten oder war es reine Spekulation im Stadterweiterungsfonds?

- 07.03.2008: Die Bemühungen der Stadt Wien, das WEV-Areal für einen symbolischen Betrag vom Stadterweiterungsfonds abzukaufen, sind gescheitert. Wiener Stadterweiterungsfonds -Geschäftsführer Alexander Janda fordert einen marktüblichen Preis (1.000,00 € pro m²) (Anmerkung: = ca. 10 Millionen €) und betont, „Schließlich gehe es dabei um Vermögen der Republik.“ (Die Presse, 07.03.2008; „Stadtpolitik: Krach um Eislaufverein“).

- 28.04.2008: **Innenminister Platter** begründet auf einer schriftlichen Anfragebeantwortung den Verkauf der Liegenschaft des Eislaufplatzes am Heumarkt damit, dass „ökonomische Gründe für den Verkauf sprachen.“ Auf die Frage der Bestandsgarantie des Eislaufplatzes in seinem heutigen Umfang wird geschrieben, „Durch einen Verkauf tritt der Käufer in die Position des bisherigen Verpächters. Es ist nicht beabsichtigt, die Gestaltungsmöglichkeiten der neuen Vertragspartner durch Festlegungen zu präjudizieren.“ (Parlamentarische Anfrage: 3678/J XXIII. GP und Anfragebeantwortung 3667/AB XXIII. GP; 29.04.2008).

Der Grundverkauf

- 08.05.2008: Die Stadt Wien beschließt die Verhängung einer dreijährigen Bausperre für die Liegenschaft des Wiener Eislaufvereins. (Vienna.at, 08.05.2008; „Wiener Eislaufverein – Stadt beschließt dreijährige Bausperre“).

- Im Mai 2008 erhielt schließlich die Tochter einer gemeinnützigen Wohnbaugesellschaft *„Buntes Wohnen“* den Zuschlag für **das Eislaufverein-Areal am Heumarkt für 4,2 Millionen Euro.** (der

Standard, 08.05.2013; HYPERLINK "http://derstandard.at/1363710488313/RH-kritisiert-Wiener-Stadterweiterungsfonds" „RH kritisiert Wiener Stadterweiterungsfonds“).

Beim Verkauf des Areals – Mai 2008 - an die „Buntes Wohnen Immobilienverwaltungs GmbH“ wurde die Liegenschaft mit einem Pfandrecht der Kärntner BKS Bank bis zu einem Höchstbetrag von 3.375.000 Euro belastet. (der Standard, 26.02.2009; „Grüne vermuten Grundstücksspekulation“).

Obwohl dem Fonds Angebote von bis zu neun Millionen Euro vorlagen, verkaufte man das Areal für 4,2 Millionen Euro. Der Rechnungshof schreibt in seinem Bericht dazu: „Das Erlöspotenzial wurde nicht ausgeschöpft, das Vergabeverfahren hätte gestoppt werden sollen.“ (der Standard, 08.05.2013; HYPERLINK

"http://derstandard.at/1363710488313/RH-kritisiert-Wiener-Stadterweiterungsfonds" „RH kritisiert Wiener Stadterweiterungsfonds“).

- Juli 2008: Das Kuratorium des Stadterweiterungsfonds beschloss im Juli 2008 auf Vorschlag des Geschäftsführers (Alexander Janda), den Verkaufserlös einer Reihe von Institutionen zu spenden, wobei eine vorläufige Liste der Spendenempfänger und die Spendenhöhen festgelegt wurden. In weiterer Folge adaptierte das Kuratorium die Spendenliste. (Bericht des Rechnungshofes, Wiener Stadterweiterungsfonds; Bund 2013/4; 22.1; Seite 53).

- März 2012: **Der Liegenschaftsentwickler DDr. Michael Tojner (WertInvest) hat das Hotel Intercontinental um rund 50 Millionen Euro übernommen.** (Die Presse, 22. 03. 2012; „Hotel Intercontinental geht an Investor Michael Tojner“).

- 15.06. 2012: DDr. Michael Tojner (WertInvest) übernimmt 55% der Anteile an der Besitzergesellschaft des Eislaufvereins. (der Standard, 15.06.2012; „Wie beim Eislaufverein alles rund laufen soll“)

Die Spende von **1,00 Mio. EUR für den Österreichischen Integrationsfond**, dessen Geschäftsführer gleichzeitig Geschäftsführer des Stadterweiterungsfonds war, betraf das Projekt Habibi (Haus der Bildung und beruflichen Integration). Im Bereich Wissenschaft spendete der Stadterweiterungsfonds **100.000,00 EUR** einer privaten Bildungsinstitution (Anm.: **“Austro-American Institute of Education”**) für den Umzug in neue Büroräumlichkeiten. Der Geschäftsführer des Stadterweiterungsfonds (Anm.: Alexander Janda) war gleichzeitig ehrenamtlicher Obmann dieses Vereins. (Bericht des Rechnungshofes, Wiener

Stadterweiterungsfonds; Bund 2013/4; 21.1; Seite 52).

Am 04. 05. 2012 wurde dem stellvertretenden Kabinettschef des Innenministeriums, Karl Hutter, sowie den Sektionschefs Franz Einzinger und Mathias Vogl und dem früheren Geschäftsführer des Stadterweiterungsfonds, Alexander Janda, das **Ritterkreuz des päpstlichen Silvesterordens** überreicht... *Sie hätten die päpstliche Auszeichnung erhalten, weil sie als Verantwortliche des Wiener Stadterweiterungsfonds viele Projekte der katholischen Kirche ermöglichten*, stand vor einem Jahr auf der Webseite des Innenministeriums. (ORF.at; religion.orf.at; 11. 06. 2013; *“RH - Kritik: Erzdiözese prüft Spenden”*).

Nebenschauplatz:

So legte der Stadterweiterungsfond den Erlös des „Dringenden Verkaufs“ an

„Organe des Stadterweiterungsfonds waren seit der Satzungsänderung 2006 der Bundesminister für Inneres (als oberstes Organ), das Kuratorium und der Geschäftsführer.“ (Bericht des Rechnungshofes, Wiener Stadterweiterungsfonds; Bund 2013/4; 5.1; S. 20).

Der Geschäftsführer war Dr. Alexander Janda (welcher auch Geschäftsführer des Österreichischen Integrationsfonds war; des Weiteren auch Obmann des Vereines „Austro-American Institute of Education“).

Das Kuratorium setzte sich aus drei vom Bundesminister für Inneres bestellten hochrangigen Beamten des BMI zusammen.

Kuratoriumsmitglieder:

Mag. Karl Hutter (Vize-Kabinettschef des Innenministeriums)

Dr. Franz Einzinger (Sektionschef des Innenministeriums)

Dr. Mathias Vogl (Sektionschef des Innenministeriums)

Bei den nachstehenden Spenden sieht man das Naheverhältnis zwischen Spendenempfängern und Kuratoriumsmitgliedern bzw. dem Geschäftsführer.

(derStandard, 08.05.2013; HYPERLINK "http://derstandard.at/1363710488313/RH-kritisiert-Wiener-Stadterweiterungsfonds" „RH kritisiert Wiener Stadterweiterungsfonds“); (Die Presse, 11.06.2013; „Experte: Innenministerium spendet satzungswidrig“); (Die Presse, 14.02.2008; „Wirbel um den Verkauf des Eislaufplatzes am Heumarkt“);

(Bericht des Rechnungshofes, Wiener Stadterweiterungsfonds; Bund 2013/4; Seite 15-20).

Spendentätigkeit:

„Zwischen 2005 und dem 1. Halbjahr 2012 spendete der Stadterweiterungsfonds in Summe rd. 3,81 Mio. EUR. Die finanziellen Mittel für die Spendentätigkeit des Stadterweiterungsfonds stammten im Wesentlichen aus dem Verkauf der Liegenschaft Am Heumarkt in der Höhe von **4,20 Mio. EUR.**“ (Bericht des Rechnungshofes, Wiener Stadterweiterungsfonds; Bund 2013/4; 20.1; Seite 49-50).

Spendenhöhe nach Spendenbereich:

Österreichischer Integrationsfonds	1.000.000 Euro
Bundesministerium für Inneres	986.200 Euro
Religiös	938.600 Euro
Karitativ	445.500 Euro
Wissenschaft	172.500 Euro
<u>Sonstige</u>	<u>272.000 Euro</u>
Summe der Spenden:	3.814.800 Euro

(Bericht des Rechnungshofes, Wiener Stadterweiterungsfonds; Bund 2013/4; Tabelle 8; Seite 52).

„Der Stadterweiterungsfonds spendete im überprüften Zeitraum rd. 3,81 Mio. EUR. Vor der Satzungsänderung 2009 — der Fondszweck wurde u.a. um die Förderung von Institutionen und Projekten zur Förderung des sozialen Friedens erweitert — wurden rd. 2,00 Mio. EUR, davon rd. 916.100 EUR bzw. 45,9 % satzungswidrig für karitative, wissenschaftliche und religiöse Zwecke gespendet. Weitere rd. 181.500 EUR spendete der Fonds nach der Satzungsänderung 2009 für karitative, religiöse und sonstige Zwecke. Dies deckte sich nicht mit dem Willen des Fondsgründers.“

(Bericht des Rechnungshofes, Wiener Stadterweiterungsfonds; Bund 2013/4; TZ 20; Seite 15).

„Im Fall der Spenden an Empfänger im Bereich des BMI (Anm.: 986.200 Euro), den **Österreichischen Integrationsfonds** (Anm.: 1,00 Million Euro) und an eine private Bildungsinstitution (Anm.: 100.000 Euro) bestand ein Naheverhältnis zwischen Spendenempfängern und Kuratoriumsmitgliedern bzw. dem Geschäftsführer. Diese Spenden umfassten rd. 2,09 Mio. EUR. Mit rd. 330.000 EUR unterstützte der Stadterweiterungsfonds Institutionen im Ausland, u.a. eine katholische Universität in Rom (Anm.: 110.000 Euro), und ausländische Projekte, u.a. ein Kinderdorf in der Ukraine. Zuwendungen für Projekte außerhalb Österreichs widersprachen dem Willen des Fondsgründers. (Bericht des

Rechnungshofes, Wiener Stadterweiterungsfonds; Bund 2013/4; TZ 21; Seite 15-16).

Die katholische Universität in Rom (**Pontifikaluniversität Santa Croce**), welche eine Spende von 110.000 Euro vom Wiener Stadterweiterungsfonds erhielt, gehört dem **Opus Dei** an. (ORF Beitrag „Der Report“ vom 09. Juli 2013).

„Die Spende von 1,00 Mio. EUR für den Österreichischen Integrationsfonds, dessen Geschäftsführer gleichzeitig Geschäftsführer des Stadterweiterungsfonds war, betraf das Projekt **Habibi** (Haus der Bildung und beruflichen Integration). Im Bereich Wissenschaft spendete der Stadterweiterungsfonds 100.000 EUR einer privaten Bildungsinstitution (Anm.: „**Austro-American Institute of Education**“) für den Umzug in neue Büroräumlichkeiten. Der Geschäftsführer des Stadterweiterungsfonds (Anm.: Alexander Janda) war gleichzeitig ehrenamtlicher Obmann dieses Vereins.“ (Bericht des Rechnungshofes, Wiener Stadterweiterungsfonds; Bund 2013/4; 21.1; Seite 52).

Am 04.05.2012 wurde dem stellvertretenden Kabinettschef des Innenministeriums, Karl Hutter, sowie den Sektionschefs Franz Einzinger und Mathias Vogl und dem frühere Geschäftsführer des Stadterweiterungsfonds, Alexander Janda, das **Ritterkreuz des päpstlichen Silvesterordens überreicht**. ... Sie hätten die päpstliche Auszeichnung erhalten, weil sie als Verantwortliche des Wiener Stadterweiterungsfonds viele Projekte der katholischen Kirche ermöglichten, stand vor einem Jahr auf der Website des Innenministeriums. (ORF.at; HYPERLINK "<http://religion.orf.at>" religion.orf.at; 11.06.2013; „RH-Kritik: Erzdiözese prüft Spenden“)

Die Investoren

02.02.2011: Die „**Buntes Wohnen Immobilienverwaltungs GmbH**“ (100-Prozent-Tochter einer gemeinnützigen Wohnbaugesellschaft) wird am 02.02.2011 laut Firmenbuch in „Lothringer Straße 22 Projektentwicklungs GmbH“ umbenannt. Neue Eigentümer sind die "**T.A.G. Privatstiftung**", die "**Andreas Adami Privatstiftung**", die "**GT Privatstiftung**" und zu 55 % Bernhard Steindl, ein Rechtsanwalt. (unzensuriert.at, 20.08.2012; „Wer profitierte vom Grundstücksdeal um das WEV-Areal“).

Höchst dubios gestaltete sich indes die weitere Geschäftstätigkeit der gemeinnützigen Mutter "**Buntes Wohnen**". Im März 2011 berichteten die "**OÖN**", dass das Unternehmen zunächst seinen Sitz

von Wien nach Linz und nachdem dort die "Gemeinnützigkeit" nicht anerkannt wird, nach Eisenstadt verlegt und sich außerdem in "Pannonia" umbenannt habe. Ende desselben Jahres wollte der Grüne Nationalratsabgeordnete Peter Pilz Ungereimtheiten um Beratungshonorare entdeckt haben: Sowohl die frühere ÖVP-Ministerin Maria Rauch-Kallat als auch der SPÖ-Abgeordnete und frühere Staatssekretär Peter Wittmann hätten von der "Pannonia" Zahlungen erhalten, für die keine klare Gegenleistung ersichtlich sei. Es ging dabei um mehr als 100.000 Euro. Wittmann sagte damals der APA, im Zusammenhang mit Wiener Immobilienprojekten als Anwalt für das Unternehmen tätig gewesen zu sein; mit Rauch-Kallats Firma MRK Consult wiederum soll es laut "Pannonia" ebenfalls einen Rahmenvertrag für Beratungsdienstleistungen gegeben haben. Eine Sonderprüfung der "Pannonia" wurde in die Wege geleitet, die im Juni 2012 in der Aberkennung des Gemeinnützigen-Status per Bescheid des Landes Burgenland gipfelte. (der Standard, 08.05.2013; [HYPERLINK "http://derstandard.at/1363710488313/RH-kritisiert-Wiener-Stadterweiterungsfonds"](http://derstandard.at/1363710488313/RH-kritisiert-Wiener-Stadterweiterungsfonds) „RH kritisiert Wiener Stadterweiterungsfonds“).

- 15.06.2012: Und im Juni 2012 übernimmt Michael Tojner von "Wertinvest" 55% der Gesellschaftsanteile der "Lothringer Straße 22 Projektentwicklungs GmbH", die anderen Liegenschaftsanteile gehen laut Auskunft bei "Wertinvest" an die Gruppe "TECTO". Über den Kaufpreis wurde Stillschweigen vereinbart. (unzensuriert.at, 20.08.2012; Wer profitierte vom Grundstücksdeal um das WEV-Areal“).

Das „Wertsteigerungsverfahren“

- März und April 2012- Expertenhearings: Im März und April legten die Investoren neun Bebauungsstudien mit rund 75.000 m² Nutzfläche einer Runde von ca. 70 eingeladenen Teilnehmer vor. Darunter Beamte, Bezirkspolitiker, Vertreter des Denkmalamtes bzw. Icomos, Stadtplaner, Architekten, Vertreter des Eislaufvereins und Konzerthauses. Die Expertenhearings haben zu keinem Ergebnis geführt. (Die Presse, 24.05.2013, „Operation Goldesel“ von Christian Kühn).

- Juni 2012- Kooperatives Verfahren: Da das **Expertenhearing** ergebnislos ausfiel, entschied man sich für ein sogenanntes „kooperatives Verfahren“. Drei Planungsteams (bestehend jeweils aus zwei Architekturbüros und einem Universitätsprofessor für Architektur) erarbeiten gemäß den Vorgaben der Beteiligten Grundlagen-Studien. Diese werden von

einem Bewertungsgremium geprüft, dem Vertreter der Stadt Wien, von Hotel InterContinental, WEV und Konzerthaus, der Bezirksvertretung Wien-Landstraße, des Bundesdenkmalamtes, ICOMOS, des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur sowie nationale und internationale Experten angehören. Vorsitzender des Bewertungsgremiums ist Univ.-Prof. DI Rudolf Scheuven, TU-Wien. (OTS0057 WertInvest Beteiligungs- und Immobilienberatungs AG; 25.09.2012).

- Oktober 2012 **Gedankenaustausch**: Wienerinnen und Wiener dürfen vom 1. bis 7. Oktober im Konzerthaus ihre Gedanken, Vorstellungen und Erwartungen in das Projekt einbringen. (OTS0057 WertInvest Beteiligungs- und Immobilienberatungs AG; 25.09.2012).

- 27.02.2013 Projektvorstellung des **städtebaulichen Rahmenplans**: 2 Varianten wurden ausgearbeitet, die „jeweils einen schlanken Turm (73m)“ vorsehen.

„Hier gibt es laut Vassilakou aber noch Wickel mit der UNESCO. Denn die angedachte Höhe von 73 Metern ist den Schützern des Weltkulturerbes ein Dorn im Auge. Dies sei noch "Gegenstand von Erörterungen", so die Ressortchefin. Für die UNESCO ist die Höhe des Intercont mit seinen 45 Metern offenbar das höchste der Gefühle, hieß es heute. Gebaut wird frühestens 2015, sagte Investor Tojner. Als nächste Schritte werden einmal die zuständigen Magistratsabteilungen mit den städtebaulichen Empfehlungen befasst und weitere Details geklärt. Im Frühjahr, wahrscheinlich im April, wird die Grundplanung auch der Stadtentwicklungskommission zur Debatte vorgelegt, kündigte Vassilakou an. Sobald es zudem eine Einigung mit der UNESCO gibt, wird dann ein Architekturwettbewerb ausgeschrieben.“ (Die Presse; 27.02.2013; „Pläne vorgelegt: Turm und „Boulevard“ beim Eislaufverein“).

- 12.08.2013: Die Bewerbung für den Architekturwettbewerb startet. 12 Teilnehmer werden von den Bewerbern ausgewählt. 12 weitere Teilnehmer werden direkt eingeladen. (OTS 0085 WertInvest Beteiligungs- und Immobilienberatungs AG; 12.08.2013).

- 05.09.2013 Architekturwettbewerb wird gestartet: 24 Architekturbüros sind eingeladen, um Vorschläge auszuarbeiten. Vorsitzender ist Arch. Prof. Markus Allmann. (OTS 0062 WertInvest Beteiligungs- und Immobilienberatungs AG; 05.09.2013).

- 27.02.2014 **Sieger des Architekturwettbewerbes: Isay Weinfeld (Brasilien)** geht als Sieger hervor. Das Siegerprojekt wird mit folgendem „Leersatz“ beschrieben: *"Die hier weitergeführte Stadtidee*

komponiert solitäre Baukörper zu einem Ensemble, das als Komposition sowohl in Verhältnis und Proportion seiner Elemente zueinander wie zum Kontext insbesondere des Konzerthauses und des Stadtparks funktionieren muss. Diesem Anspruch wird das Projekt gerecht", heißt es in der Jurybegründung". (OTS 0095 WertInvest Beteiligungs- und Immobilienberatungs AG, 27.02.2014).

Bei diesem Wettbewerb, aus dem die Stadtverwaltung brauchbare Vorschläge für die Definition des Flächenwidmungs- und Bebauungsplanes zur „Notwendigen Sanierung der stadtgestalterischen und -morphologischen Situation“ erhoffte, gab es keine verbindlichen Rahmenbedingungen, die aus den gegebenen Gestaltungskriterien der Ringstraßenzone kommen. **Die einzigen fixen Vorgaben waren die Forderungen der Projektbetreiber, zusätzlich zum Bestand mindestens 13.000, bei Abriss und Neubau des Hotels 18.000 m² Nutzfläche zu erzielen.** Damit sollten durch eine entsprechende Gestaltung der Flächenwidmung, neben der Deckung der **Kosten für die notwendige Erneuerung des Hotels** zu Lasten des Stadtbildes und der Anrainer, stattliche Gewinne durch den Verkauf von Luxuswohnungen erzielt werden.

Schon vor der Errichtung des Hotels und in ständiger Folge haben gewissenhafte Fachleute den Wildwuchs von Hochhäusern rund um die Innenstadt kritisiert

(s. Wilfried Posch, "Was der Zufall auf die Straße wirft", die Presse, Spektrum IV., 6.7. 2013). Statt einer Mitfinanzierung der Generalsanierung dieses Kolosses durch gewinnbringende Flächenwidmung und weitere Verdichtung und Höhenentwicklung wäre es Aufgabe der Stadtverwaltung, mit demselben Instrument eine adäquate Dimensionierung oder **Translokation des Hotelbestandes** zu bewirken, der seit seiner Errichtung besonders für die Anrainer am Heumarkt ein ständiges Ärgernis und eine Beeinträchtigung darstellt. Eine weitere Vorgabe für den Entwurf war die Erhaltung der **6.000 m² Eislauffläche** im Freien und der notwendigen Infrastruktur des Eislaufvereines. Auch dieser Verein, der von Mitgliedsbeiträgen und Eintrittsgeldern lebt, wird durch das gekürzte Projekt wesentlich beeinträchtigt und in seiner Existenz, trotz Inanspruchnahme öffentlichen Grundes, gefährdet. Abgesehen davon, dass ein noch höheres Haus noch näher rückt, sieht das Projekt vollmundig eine Öffnung des Platzes gegen die Lothringerstraße vor (Abb. 12). „...hier wird aus einem abgeschlossenen Gelände ein großzügiger Platz, der den AnwohnerInnen ebenso wie allen Wienerinnen und Wienern offen steht. Die Sportstadt, die Musikstadt und die Kongressstadt Wien ziehen Nutzen aus der Neugestaltung“ (Wertinvest, 27. Februar 2014, OTS).



Abb. 12 (links): "Das Siegerprojekt Architekt Isay Weinfeld". Durch diese Darstellung des Siegers soll offensichtlich suggeriert werden, dass der geschlossene Vereinsplatz des Eislaufvereines ein öffentlich zugänglicher Platz der Stadt werden muss und die Stadt bereit ist, selbst in der Kernzone des Weltkulturerbes dem Projektbetreiber über die Bewilligung eines Hochhauses für Luxuswohnungen - die Vergrößerung und Sanierung des privaten Hotel Intercontinental zu finanzieren. (aus: Ausstellung der Architekturwettbewerb die Zukunft 28. 2. - 9. 3. 2014).

Abb. 13 (rechts): Die im Fachjournal "Wettbewerbe" publizierten Schnitte durch das Siegerprojekt. Der Längsschnitt verdeutlicht die Masse des "Wohnturmes" (Höhe 73 m) im Vergleich zu dem bereits vergrößerten Hotel Intercontinental und den Baublock, der am Heumarkt errichtet werden soll, im Vergleich zum Konzerthaus. Der Querschnitt zeigt das um 2 Geschosse erhöhte und um 4 Achsen verbreiterte Hotel Intercontinental mit den 7 Geschossen, die der 73 m hohe Wohnturm das vergrößerte Hotel überragt.

Projektbeschreibung

Das **45 m hohe Hotel wird generalsaniert, um 2 Geschosse aufgestockt und um 4 Fensterachsen** breiter als der Bestand und erhält eine Fassade mit höheren Fenstern. Der Quertrakt des Hotels Richtung Eislaufplatz wird abgebrochen und stattdessen auf einer zweigeschossigen Terrasse ein **Wohnhochhaus mit 73 m** Höhe errichtet. Am Heumarkt ist zwischen diesem Wohnturm und dem Konzerthaus ein **sechsgeschossiger Gebäudekomplex** vorgesehen, der die Traufhöhe des Konzerthauses erreicht. Links und rechts davon sollen Gassen vom Heumarkt, den Eislaufplatz begleitend, zur Lothringerstraße führen. Um die notwendigen 6.000 m² Eisfläche zu erreichen, wird der **Eislaufplatz gedreht** und viele Meter in den Gehsteig der Lothringerstraße reichen, wodurch der Gehsteig selbst und die Bundesstraße 1 zum Akademischen Gymnasium verschoben werden müssen!

Wohl als Alibi für die Bereitschaft der Behörde zu diesem städtebaulich nicht argumentierbaren Gewaltakt, werden in den Kellergeschossen ein Schwimmbad, eine Eislaufhalle und ein Turnsaal angeboten, deren Errichtungskosten die Höhe des Wohnturmes notwendig machten.



Abb. 9: Die Kernzone des Weltkulturerbes in der, rot eingezeichnet, das Hotel Intercontinental liegt. Auch wenn behauptet wird, dass es am Rand der Weltkulturerbezone liegt, liegt es zentraler als das Belvedere, in dessen Sichtachse es im Vordergrund der Innenstadt maßstäblich das Bild beherrscht (s. auch Abb. 10b) (3D – Modell der MA41, bearbeitet).

Es ist beängstigend, dass sowohl die zuständige Planungsstadträtin, Frau Vizebürgermeisterin

Vassilakou (Die Grünen), als auch der Bezirksvertreter-Stellvertreter des 3. Wiener Gemeindebezirkes, DI Rudolf Zabrana (SPÖ) das Projekt vertreten und lobende Worte dafür finden. Einzige Konstante im Wettbewerb war, wie gesagt, die Erfüllung der geforderten m² Nutzfläche, aber keine Berücksichtigung der gestalterischen Anforderungen der Ringstraßenzone, oder jener eines Objektes im Kerngebiet der Weltkulturerbe-Zone. Obwohl sich durch eine einfache Baumassenstudie, oder durch das Vorverfahren zeigte, **dass diese Liegenschaft die von den direkten Projektbetreibern geforderte Kubatur nicht verträgt**, blieb diese Forderung als einzige aufrecht und wurden leitende Beamte des Stadtplanungsbereiches, wie der Leiter der MA 19, DI Franz Kobermaier, sein Mitarbeiter DI Robert Kniefacz, der Leiter der MA 21 (Flächenwidmung) DI Walter Krauss, sowie der Planungsdirektor der Stadt Wien, DI Thomas Madreiter, in die **Jury** entsandt. Da diese Herren in den folgenden Behördenverfahren Entscheidungen mit anderen Rahmenbedingungen zu treffen haben, erscheint diese Entsendung problematisch.

Als **“Sachpreisrichter”** wirkten zur weiteren Absicherung des Wettbewerbsergebnisses die Politiker Christoph Chorherr (Gemeinderat, Die Grünen), Erich Hohenberger (Bezirksvorsteher 3. Bezirk, “SPÖ”) und sein Stellvertreter DI Rudolf Zabrana (SPÖ) mit.

Für die ausstehenden Behördenverfahren stimmt überdies bedenklich, dass sich der Planungsdirektor im Vorfeld überschwänglich über das Projekt äußerte (OTS WertInvest). Auch wenn die Planungsstadträtin und ihr Planungsdirektor in persönlichen Gesprächen beschwichtigend darauf hinweisen, dass noch nicht einmal Einreichpläne vorlägen und alle Behördenbewilligungen zur Umsetzung noch ausstünden, lassen diese Vorgaben nichts Beruhigendes erwarten.

Daher haben unabhängig voneinander 2 Bürgerinitiativen und die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege im Sinne des Gesetzes **“Petitionen in Wien, LGBl. 2/2013”** mehrere Tausend Unterschriften gesammelt, um zu bekunden, dass eine breite Öffentlichkeit diesen weiteren Angriff auf die Ringstraßenzone nicht hinnehmen will, der nur der Befriedigung der Interessen Privater und der von diesen motivierten Mitstreiter dient.³

Hat dieses Projekt einen Generalangriff auf die Ringstrassenzone ausgelöst, oder ist es ein weiterer Versuch, Gestalt und Funktion der Innenstadt neu zu definieren und den Randbezirken anzupassen?



Abb.10a: Der heutige Blick vom Belvedere

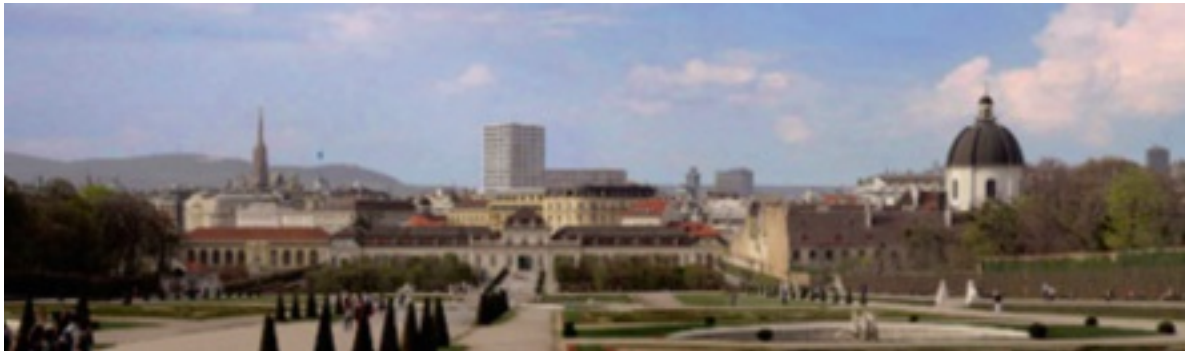


Abb. 10b: Die Bauklötze des Projektes „Eislaufverein“ in ihrer, das Stadtbild beeinträchtigenden Wirkung vom Oberen Belvedere aus gesehen (Rendering M. Kupf auf Basis der durch die Stadt Wien, MA 41, konstruierten Konturen der Baukörper).



Abb. 11: In diesem Bild sind vom Stephansdom bis zum Hotel Intercontinental alle Bauwerke beschriftet, welche die allgemeingültigen Bauklassenhöhe (26 m) überschreiten. Mit diesen existenten Gebäuden soll man davon überzeugt werden, dass ohne Berücksichtigung von Widmung und Bedeutung ein weiteres “Hochhaus” keine Rolle mehr spielt. (Broschüre der Projektentwickler Hotel Intercontinental / Wiener Eislaufverein zur Ausstellung der Projekte 28. 2. - 9. 3. 2014, Bildbezeichnung: “Orientierungs- und Leitpunkte “Glacis”).

Wir teilen die Ansicht, dass die Ringstraßenzone trotz der bis heute durchgeführten, erwähnten Eingriffe immer noch stadtgestalterisch ein Gesamtkunstwerk darstellt, welches weltweit Bewunderung findet. Nicht zuletzt wurde die Ringstraßenzone (auf Betreiben der Stadt Wien!) gemeinsam mit der Innenstadt und dem Belvedere von der UNESCO zur **Kernzone einer Weltkulturerbezone** erklärt, in deren Umfeld eine Pufferzone festgelegt wurde, um auch dort Bauvorhaben zu verhindern, welche ein beeinträchtigendes Ambiente bilden könnten (Abb. 9).

Durch diese hohe Wertigkeit, die dem Bestand höhere Erträge bringt, als sie in anderen Stadtteilen zu erwarten sind, ist natürlich jeder kaufmännisch denkende Liegenschaftsbesitzer daran interessiert, durch Zu- und Aufbauten den Bestand zu verdichten. Überdies verdrängen Firmen und Zweitwohnsitze im Wunsche nach prominenten Adressen kapitalkräftig die Wohnbevölkerung. Die Aufgabe der Stadtplanung wäre es daher, dem in besonderem Maße legistisch Einhalt zu gebieten, um die Wohnqualität und die Qualität der Gestalt zu erhalten.

Im Gegensatz dazu verkündet die Planungsstadträtin bei Bürgerversammlungen, dass die Bevölkerung Wiens ständig wächst und für die Zuwanderer entsprechend Wohnraum geschaffen werden müsse und dass es zur Schaffung eines lebendigen Zentrums auch in diesen Zonen einiger Sanierungsmaßnahmen bedarf. Heißt das, Sanierung der dicht verbauten Innenstadt, durch Wohnhochhäuser im Bereich ihrer Erholungsräume, wie am Grund des Eislaufvereins geplant?!

Unterstützt wird dieses Vorhaben durch eine doppelzüngige Broschüre, mit deren Gestaltung der meistbeschäftigte Denkmalpfleger beauftragt wurde. Verbrämt mit allgemeinen Bekenntnissen zur historischen Verantwortung werden neben Neubauten in der Innenstadt welche die Geometrie der Straßenräume einhalten (OPEC-Zentrale, 1010, Wiplingerstraße (Abb. 7); Hotel Topazz, 1010, Kramergasse; P&C - Weltstadthaus, 1010, Kärntnerstraße; Winterpalais des Prinzen Eugen, 1010, Himmelpfortgasse; Palais Liechtenstein, 1010 Bankgasse). Auch die eigenwilligen Baukörper jenseits des Donaukanals und auch das *“Areal Hotel Inter-Continental, Wiener Eislaufverein/Wiener Konzerthaus”* als *“Schutz des historischen Zentrum und Entwicklung der Stadt am Rande des Welterbes”* vorgestellt (S. 32f.) und mit den Worten gepriesen: *“Der Entwurf respektiert das historische Umfeld, befreit im Sinne einer Stadtreparatur die schildartige*

Architektur⁴ des Hotels von dem störenden Annex und entwickelt den Städtebau der Moderne weiter”. Dazu wird ein persönlicher Kommentar von Architekt Univ.-Prof. Dr. techn. Manfred Wehdorn abgedruckt: *“Weltkulturerbe heißt Verantwortung tragen. Verantwortung gegenüber dem historischen Erbe, aber auch einer zukunftsorientierten Stadtplanung gegenüber.”*

Wie eine Drohung wirkt in diesem Zusammenhang die Äußerung (S 39) **“Wiener Hochhauskonzept: ... Da dieses Hochhauskonzept nicht mehr den aktuellen Herausforderungen entspricht und nicht zuletzt aufgrund der Entscheidungen des Welterbekomitees von Juni 2013, entschloss sich die Stadt Wien, das Konzept zu überarbeiten”**, und weiter *“Masterplan “Glacis” für den Randbereich des Welterbes (Fußnote 5)Vorgesehen ist, eine Studie über die möglichen Städtebaulichen Potentiale ... , dass sich in diesem Bereich noch vereinzelt innerstädtische Potentialflächen (Neubauten oder Umbauten) befinden...”*

Natürlich bietet die schätzenswerte Ringstraßenzone im Verhältnis zur Innenstadt, oder zu anderen zu dicht verbauten Bezirken, Grünflächen und entsprechende Großzügigkeit. Das Ziel der Stadtplanung darf es aber nicht sein, dies zu zerstören, sondern sie muss anderen Bezirken zeitgemäß vergleichbare Qualitäten schaffen.

Dank der ökonomischen, ökologischen, städtebaulichen und ästhetischen Qualitäten der durch das Kaiserliche Handbillet 1857 ausgelösten Stadterweiterung, die heute noch positiv weiterwirkt, ist Wien zu einer der Städte mit der weltweit höchsten Lebensqualität geworden. Wie auch hier anklingt, hat die Stadt in diesen Bereichen im Laufe der letzten Jahrzehnte massive punktuelle Eingriffe vertragen, da das ursprüngliche Konzept für alle Bauwerber ausnahmslos die gleichen Bedingungen durch allgemein gültige, nicht diskutierbare Bebauungsbestimmungen schaffte. Es ist eine Fehlinterpretation demokratischer Freiheit, gerade im Städtebau dem Spiel ökonomischer Kräfte und Phantasien die Interessen der Schwächeren zu opfern. Auch die „Smartcity“ verlangt nach der schützend regulierenden Öffentlichen Hand.

Die Stadt Wien muss sich die Erhaltung des geschätzten, wertvollen Kulturerbes Ringstraßenzone leisten können, von der sie mehr profitiert als von der Zerstörung durch Einzelinteressen. Dadurch zeigte sie Fortschrittlichkeit, deren bauliche Äußerung anderen Ortes demonstriert wird und weiterhin demonstriert werden kann.

Anmerkungen

¹ Der existiert heute noch. Über die Zweckentfremdung der Mittel und sein heutiges Schicksal, s. Kapitel: "Der Anstoß zum Verkauf der Liegenschaft "Eislaufverein" kommt aus dem Innenministerium (Städterweiterungsfonds)"; „Nebenschauplatz“.

² Farniganter B. „Bauwirtschaftliche Aspekte der Wiener Stadterweiterung unter Kaiser Franz Josef I.“ Diss. WU-Wien 2001, 190ff

³ **PETITION – Bauprojekt Eislaufverein / Hotel Intercontinental – Höhenreduktion.**

Die Ringstraßenzone ist ein Gesamtkunstwerk, das in wenigen Jahrzehnten nach einheitlichen Gestaltungsregeln errichtet worden ist.

Aus heutiger und stadtmorphologischer Sicht stellt sich die Höhe des in den 60er Jahren errichteten Hotel Intercontinental als Fehlentwicklung heraus, da sie den Stadtpark optisch stark einengt und beschattet, den Gestaltungskriterien der Ringstraße widerspricht und die wesentliche Sichtachse vom Belvedere aus beeinträchtigt. Nun wird darüber hinaus eine weitere Verschlechterung mit gewaltiger Verdichtung und noch größeren Gebäudehöhen auf diesem Bauplatz Eislaufverein/Hotel Intercontinental geplant! Die **Hotelscheibe** soll um 2 Geschosse aufgestockt und um 4 Fensterachsen verbreitert werden und in einem Abstand von nur 15 m soll südlich davon, großteils am Areal des Eislaufplatzes, ein 73 m hoher **Wohnturm** entstehen, der überdies in der Achse sowohl des Belvederes und seines Gartens, als auch in jener der Fichtegasse zu stehen kommt. Um die bestehenden 6.000 m² Freiluftfläche zu erhalten, soll diese gedreht, weit über die Fluchtlinie an der Lothringerstrasse in den öffentlichen Raum reichen. **Die B1, Bundesstrasse 1**, soll zu diesem Zweck in die Wienflussachse in Richtung Akademisches Gymnasium verschoben werden.

Das Projekt liegt in der **Kernzone des Weltkulturerbes „Historisches Zentrum von Wien“**. Es missachtet, mit welcher Befugnis auch immer, die gegebenen Bebauungsbestimmungen und die Verpflichtungen, welche der Staat und die Stadt gegenüber der Unesco eingegangen sind. Der „Investor“ hat bei dem Architektenwettbewerb zur Findung einer guten Lösung auch den **Abbruch des Hotels Intercontinental** zur Disposition gestellt. Diese großartige Gelegenheit wurde vom Siegerprojekt des Wettbewerbs nicht genutzt, muss jedoch ergriffen werden.

Offensichtlich mit Billigung der zuständigen **Vizebürgermeisterin** Maria Vassilakou wird dieses Projekt von den **zuständigen Beamten** der Stadt **gut geheißen und vertreten**. Begründet wird diese Haltung damit, dass der „Investor“ einen Turnsaal für das „Akademische Gymnasium“, eine Schwimmhalle im Keller mit 50 m Bahnen und eine Trainingshalle für Eishockey auf seine Kosten errichten würde. Wenn die Gemeinde als Wirtschaftsbetrieb mit Privaten Geschäfte macht, sollten diese nicht von der Gemeinde als Behörde zu Lasten des Stadtbildes und damit zu Lasten der Öffentlichkeit, unter Missachtung bestehender, internationaler Verträge vollzogen werden.

Zur Realisierung dieser umfangreichen Geschäfte müsste, da der Platz nicht ausreicht, eine Aufteilung des Raumprogramms auf mehrere Liegenschaften der Stadt erfolgen. So kann zur Zufriedenheit aller das Stadtbild wieder korrigiert werden.

Um sicher zu stellen, dass das öffentliche Interesse gewahrt und die stadtbildverträglichen Bauhöhen eingehalten werden, ersuchen die Unterfertigten, dass bei jeder Änderung des **Flächenwidmungs- und Bebauungsplans** die zulässige **Gebäudehöhe** jene des Bestandes der jeweils gegenüberliegenden Bebauung **nicht überschreitet**. Aus dem Mittel der sich derart ergebenden Höhen in der Lothringerstraße und Am Heumarkt soll sich die Maximalhöhe Richtung Stadtpark ergeben.

⁴ "Wien - Innere Stadt, Weltkulturerbe und lebendiges Zentrum"; **Idee und Konzeption:** Rudolf Zunke (Magistratsdirektor der Stadt Wien - Stadtbaudirektion, Gruppe Planung), Michael Diem, Peter Scheuchen (MA 19 - Architektur und Stadtgestaltung), Manfred Wehdorn, Jessica Wehdorn (Wehdorn Architekten Ziviltechniker GmbH); **Projektmanagement:** Wehdorn Architekten Ziviltechniker GmbH; **Redaktion und Texte:** Jessica Wehdorn, Manfred Wehdorn (Wehdorn Architekten Ziviltechniker GmbH, Rudolf Zunke).

⁵ Hier wird an Stelle des renommierten Begriffs "Ringstraßenzone" der Begriff "Glacis" wohl als Veränderliches, Bebaubares verwendet und überdies befindet sich dies nicht im Randbereich des Welterbes, sondern in dessen Kernzone.

Univ.-Prof. DI Dr. Friedmund Hueber ist Präsident der ÖGDO.

Friedmund Hueber

friedmund.hueber@gmx.net



Reithalle, V.d.Nüll und Siccardsburg 1854/1996 IOC/IAKS Award 2003 Postsparkasse PSK zum 100 jährigen Jubiläum von Otto Wagner 1904/2006 Wasserturm Wiener Netze 1895/2013

DENKMALSCHUTZ
MIT RESPEKT ZU NEUER NUTZUNG
GEPLANT

HOPPE 
architekten

HOPPE architekten ZT GMBH

www.hoppe.at

A-1010 Wien; Stubenring 4/13

43-1-89222 93-0

office@hoppe-architekten.at



Die Generali Gruppe führt Ihre Initiativen, historisch wertvolle Bausubstanz in Wiener Zentrumslagen in Abstimmung mit der Stadt Wien und dem Bundesdenkmalamt zu revitalisieren, kontinuierlich weiter. Für das Ringstraßenpalais „Schuberting 6, Hegelgasse 13“ wurde die Generali mit einem Wiener Stadterneuerungspreis ausgezeichnet.



Wir haben immer eine Idee!

Renovierung eines Wochenendhauses in Bad Ischl

Dieses ehemals sehr kleine Wochenendhaus wurde von uns aufgestockt und mit Liebe zum Detail renoviert.

Beachten Sie die französischen Balkone, die die Fassade bereichern!

Wir haben immer eine Idee - das ist unser Motto und danach arbeiten wir!

Zeppetzauer Bau- und Zimmerei GmbH
 Pfandl / Bad Ischl | Gmunden | Altaussee | Strobl | St. Wolfgang
 Tel. 06132 / 23435 | Fax DW 17 | www.zebau.at | office@zebau.at
 Ihr Spezialist für Renovierungen und Umbauten; jederzeit auch für Klein+Kleinstaufträge zu haben.

zebau
+ zimmerei

Verpark – verlärmt – verbaut:

Wien schützt seinen Schweizergarten schlecht. Wo der Park sein schönstes Gesicht zeigen könnte, muss die Verhüttelung gestoppt werden

Hans Haider

Stetig verteidigen Staat, Länder, Gemeinden schützenswerten Bestand gegen private Erwerbsinteressen. Doch im Schweizergarten in Wien III. wird dieses Match um Einzeldenkmale, Ensembles, Welterbezonen andersrum gespielt. Hier haben sich die Republik und die Stadt Wien breit gemacht. Und sie wollen noch immer mehr. Rund 10.000 von den 150.000 Quadratmetern Grünfläche zwischen dem Landstraßer Gürtel, dem *Tudor-Gotik-Schaupalast Arsenal* und dem 2011 geschleiften Südbahnhof wurden in den letzten zehn Jahren überbaut oder versiegelt – das verraten Satelliten-Phasenbilder von *Google Earth*. Für den Erholungsraum als Ganzem, mit seinen Wiesen und Teichen, mit dem schlichten Freibad und der Schrebergartenkolonie, mögen diese Verluste nicht ins Gewicht fallen. Doch haben die öffentlichen Bauherren den vordem offensten und einladendsten Rand des Parks gegenüber dem Schloss Belvedere verunstaltet – das „*Quartier Belvedere*“, das stadtnächste Herzstück des wachsenden Stadtviertels um den neuen Hauptbahnhof.

Die ÖBB grub schon vor fünfzig Jahren für die Schnellbahn einen Tunnelmund und setzte nach Abriss des Südbahnhofs zwei S-Bahnstationen ins empfindlichste Garteneck gegenüber der Hauptachse des Belvedere. Gleich folgte auch die Verkaufshütte eines Bäckers. Die Post hat sich schon in den fünfziger Jahren einen Tunnel unterm Park betoniert. In die nicht mehr benötigte Einfahrt setzte jüngst „*Wien Energie*“ einigermaßen diskret ein Fernkältewerk. Das Kunst- und Kulturministerium vergrößerte jüngst sein „*Zwanzigerhaus*“ und baute daneben

einen sechsgeschossigen Büroturm. Die Wiener Straßenbahner bräuchten ihre dreigleisige Umkehrschleife der Linie D und ihr Betriebsgebäude nicht mehr, denn die Endstation ist schon, mit Umkehrschleife, in den Hauptbahnhof verlegt und wandert bald 1.200 Meter weiter an die Gudrunstraße – ebenfalls mit Umkehrschleife. Doch die Wiener Linien – einen „*Staat im Staat*“ schimpfte sie der spanische Architekt Alfredo Arribas, dessen Entwurf für den Schwarzenbergplatz sie mit dreimal zu dicken Stahlsäulen vergällt hatten - wollen aus dem Quartier Belvedere nicht weichen. Wien Energie stellte kürzlich in die Schleife eine neue Trafostation so groß wie ein Autobus. Dort wartet auch ein dreigeschossiges Holzhaus – der „*Erste Campus Schauplatz*“ mit Party-Terrasse - auf seinen Abriss, sobald sich nebenan die Erste Bank in ihren neuen Headquarters eingerichtet hat.

Der Schweizergarten ist 120 Jahre alt. Die Stadt Wien taufte die 1904 ausgestalteten Grünanlagen vor dem k. k. Heeresmuseum nach der Mutter des späteren Kaisers Karl I. *Maria-Josefa-Park*. Einen *Etoile* gleich einem Mercedesstern sieht man auf den Plänen und Fotos in der gedachten Verlängerung der Ungargasse stadtauswärts. Zwei seiner Strahlen haben sich in der heute geknickten Schweizergartenstraße abgebildet, der dritte lief präzise auf das k. k. Heeresmuseum zu – und ist noch heute als Fußweg, der ab dem Gasthaus „*Kleine Steiermark*“ seine Fortsetzung als Heeresmuseumstraße hat, erhalten. Wien tilgte nach 1918 den Namen der Erzherzogin, die dem Kaiserpaar in die Verbannung folgte und 1944 in Bayern starb. Als Dank für Hilfe

aus der Schweiz bekam das Grün am Rande des Bezirks Landstraße den Namen Schweizergarten (so wie aus der Alleegasse aus Dankbarkeit die Argentinierstraße wurde). Die Neuaufstellung von Karl Schwanzers Stahlpavillon für die Weltausstellung Brüssel 1958 war der letzte größere Eingriff nach den Bahn- und Postbauten. Doch erst mit der Wiedereröffnung als „*Museum des XX. Jahrhunderts*“ durch Minister Heinrich Drimmel 1962 zog wieder die Moderne ein nach deren Vertreibung 1938.

Fünfundzwanzig Jahre später wuchs sich der Bundes-Kunstabau zum Bauskandal aus. Den Wettbewerb zur Renovierung des „*Zwanzigerhauses*“ gewann 2003 Adolf Krischanitz. Ein 5-geschossiger Turm war als Identifikationssignal Richtung Innenstadt gedacht. Es sollte mit Laufschriften das Publikum über den lärmigen Gürtel locken. Ehe endlich 2008 mit dem Bauen begonnen werden sollte, setzten die Kunst- und Kulturbeamten im Ministerium ihre eigenen Raumwünsche durch: ein Büro und einen Tiefspeicher als zweites Geschoss unter dem Stahlpavillon für ihre „*Artothek*“. Die Baukosten explodierten für diese völlig unnötige Investition. Der zum Ausleihen freigegebene Fundus an – oft nur aus sozialen Rücksichten – angekaufter Staatskunst seit 1945 war in einem ehemaligen Postamt in Hetzen-



Der Siegerentwurf von Adolf Krischanitz (2001) für die Generalsanierung des „20er Hauses“. (c) BMWK

dorf kostengünstig gelagert und digitalisiert und konnte per Internet studiert werden. Das ministerielle Justament erklärt sich aus dem Wunsch der Ministerin und ihrer Sektionschefs, unter dem Dach eines renommierten Museums selber Kunstbetrieb zu machen. Das heißt: die eigene Künstlerklientel zu bedienen.

Die charakteristischen Freitreppen im originalen Schwanzer-Pavillon wurden abgerissen und durch geschlossene Stiegenhäuser ersetzt. Weil die Feuerpolizei keinen Partybetrieb erlaubt. Eine weitere Party-Longue wünschte die Direktorin Agnes Husslein auch im zugebauten Signalturm. Also bekam er einen sechsten Stock obendrauf. Im Design verließ Krischanitz in der neuen Dimension die Anlehnung an Schwanzers Materialvorgabe. Die tragenden Elemente in seinem Allerwelts-Solitär ohne Bezug auf das Hauptgebäude sind mit schwarzem Glas verkleidet. Ein breiter grüner Graspuffer sicherte einen sanften Übergang vom Straßenverkehr in die Ruhezone Museum. Er wurde einer zusätzlichen Sommer – Freiluft - Partylongue („*Dots twentyone*“) geopfert. Angeblich, weil eine Ausstellungshalle in der Unteretage Tageslicht brauche. Nun giert dort gar keine Halle nach Tageslicht. Zuletzt sollte ein Alibistreifchen Grün an der Straße die Optik aufbessern. Ein Hundeklo,



Das 21er-Haus heute: Turm zu hoch und ohne Bezug zum Schwanzer-Pavillon.

ein bis zwei Meter breit. Gegenüber an der Arsenalstraße wartet das architektonisch ambitionierteste Neubauprojekt: ein Hochbau-Agglomerat des Weltstars Renzo Piano auf zehn Meter hohen Stelzen.

Das „*Quartier Belvedere*“ - ein werbekräftiger Topos für das ganze Neubaugebiet am Nordosteck des Südbahnhofgeländes – sandelt ab, noch ehe dort fertiggebaut ist. Die elegant geschwungenen Prallgläserfassaden vom Erste-Campus überzeugen bereits viele Skeptiker. Umso prekärer die Verhüttelung auf der anderen Straßenseite. Martha Schreiecks und Dieter Henkes Siegerentwurf im Architektenwettbewerb hat das Schweizergartenrün mit einbezogen. Die Erste Bank teilt sich mit der MA 42 Planung und Finanzierung eines ansprechenden Entrees nächst dem Schloss und den superdesignten Neubauten von Schreieck/Henke und Renzo Piano. Mit Rücksicht auf die unmittelbare Nähe zum UNESCO-Welterbe (zu dem auch das Belvedere gehört) wurde das Projekt etwas verkleinert. Lukas von Hildebrandts Oberschloss bleibt unsichtbar. In die D-Wagen-Gleisharfe setzte die Bank ein dreigeschossiges Holzhaus mit Baubescheid auf Widerruf als Planungs-, Präsentier- und Kommunikationsbüro. Der Schweizer Landschaftsarchitekt Guido Hager lieferte im Auftrag der Ersten im Juni 2011 Vorschläge für das künftige Aussehen des grünen Vorfelds jenseits der Arsenalstraße – sie ist auch Bezirksgrenze zwischen Favoriten und Landstraße.

Verparkt – verlärmt – verbaut: Auf diese drei Abschreckworte hat der weltweit tätige Schweizer seinen Befund der Ränder an der Schweizergartenstraße, am Gürtel, an der Arsenalstraße zugespritzt. Nicht nur zwei neue S-Bahn-Stationsgebäude blockieren jede optische Verlängerung der Belvedere-Achse als Baumallee. Es liegen auch jede Menge Kabel und andere Einbauten unter der Erde. Kaum wer weiß in Wien, dass das gemeindenaher Beinahe-Monopol GEWISTA ein Netz von Erd-

kabeln für künftige Leuchttafeln („*City-Lights*“) verlegen lässt. Zentral in Echtzeit können die bewegten Werbebilder auf den Straßen gesteuert werden – wie schon heute in der U-Bahn, Straßenbahn. *Big Beamer is watching You.*



Die Wiener Linien kämpfen um ihre Bleibe, der Stadtbezirk Landstraße will ein Kulturhaus mit Party-Longue.

Ein mit Platten ausgelegter Platz zwischen den S-Bahn-Abgängen soll nun, um 90 Grad gedreht, zum Betreten des Parks einladen. Dahinter sollte die Allee Richtung „*21er-Haus*“ beginnen. Doch die Wiener Linien wollen aus ihrem bis auf ein „*Expedit*“ bereits leergeräumten Flachbau nicht weichen. Damit bliebe auch ihre Leitungsmastenparade. Die Bezirksregierung meldete nun Wünsche an, das temporäre Holzhaus der Erste Bank in ewige kulturelle Nutzung zu übernehmen. Wofür konkret, ist nicht zu erfahren. Die beliebte Veranstaltungs-Longue mit Dachterrasse stünde allemal bereit. Und wer die Gastronomie pachten will, wüsste wohl, an welcher Tür er anklopfen müsste. Ein Protektionsmodell wie am Karlsplatz. Dort steht die kommunale Kunsthalle (Architekt: Adolf Krischanitz) fast dauernd leer, aber das Terrassen-Café ist eine Goldgrube. Die Politik verlangt überdies 70 Autostellplätze im Schweizergarten für Bezirksbürger. Es sind Öffis und öffentliche Ämter, die im öffentlichen Raum des Schweizergartens, in Sichtweite des schönsten Barockbaus Wiens und der spektakulärsten urbanen Neubaugebietes kleinkariert, eigennützig, machtrunken ihre Bastionen verteidigen.

Das Decorum von Wien – Vergangenheit ohne Zukunft?

Manfred Koller

Welche Eigenschaften bestimmen die Individualität, den Charakter, den Charme von historischen Städten wie Wien oder Berlin, Budapest oder Prag, Rom oder Paris? Es sind zunächst ökologische Faktoren wie Lage und Klima, dann die städtebauliche Anlage als Spiegel von Geschichte und Gegenwart in der Grundrissfigur und den wechselnden Silhouetten und Perspektiven, dann die einzelnen Bauten und ihre Funktionalität, die Möblierung der Stadt und ihr Verkehrsfluss, ferner die zahllosen Einzelelemente der Materialien, Bauformen, Dekorationen, Farbgebungen, aber auch der zu entschlüsselnden Symbole und Zeichen. Nicht zuletzt beleben erst die Stadtbewohner als „soziale Figur“ dieses Gesamtgebilde und halten es am ständigen Laufen.¹

Auf dem Unicampus des alten Wiener Allgemeinen Krankenhauses wurde im September 2012 der 24. Kongress des *International Institute for Conservation of Historic and Artistic Works*, einem weltumspannenden, 1950 in London gegründeten Verein, unter dem Motto „*The Decorative*“ abgehalten.² In seinem Eröffnungsvortrag versuchte der Autor die seit der Antike entwickelten ästhetischen Grundbegriffe der Baukunst auf die Besonderheiten der Stadtgestalt von Wien anzuwenden. Der Blick der Teilnehmer aus aller Welt sollte damit für die historische und die gegenwärtige Entwicklung der „*Stadtmarke Wien*“ geschärft werden, die von der Topografie, der Bautradition, ihren Materialien und dekorativen Elementen visuell geprägt ist.



Abb. 1: Wien-Innenstadt, Luftbild (Repro nach: Anm.1: Kunstwerk Stadt, 1988, S.420).

Die Stadt entstand schon in einer frühen Stufe menschlicher Zivilisation. Sie lässt sich als ein durch ihre Geschichte geschaffenes Kunstwerk definieren, das in einer Symbiose von Tradition und Innovation entstand und fortlebt. Die Grundregeln für städtisches Bauen entstanden aus Jahrtausende langen Erfahrungen. Sie sind uns in Vitruvs *Zehn Büchern der Architektur* aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung überliefert³ und bekamen vom frühen 15. bis ins frühe 20. Jahrhundert erneut zentrale Bedeutung. Diese Prinzipien umfassten Ordnung, Ornament und Dekoration in der Architektur und die Stadtlandschaft aus ökologischer Perspektive. Das dekorative Ensemble einer Stadt besteht aus der Gesamtheit ihrer gebauten Elemente vom Grundriss mit seinen Straßen und Plätzen, den einzelnen Bauwerken mit ihren Fassaden, Dächern, Gliederungen und Ornamenten bis zu den oft kurzlebigen Farbkombinationen.

Die Gegenüberstellung des Luftbildes der Wiener Innenstadt im Jahr 1988 mit der zugegeben extremen Vision einer bis auf den „*Steffel*“ geschichts- und ornamentlosen Rasterstadt macht die Bedeutung der Vielfalt im Rahmen des historischen Stadtensembles deutlich. (Abb. 1 und 2):

In der Gegenwart sind wir mit einer extrem raschen, weltweiten Konvergenz von Bautechniken und –moden im Gefolge der Globalisierung der Weltwirtschaft und der Dominanz westlicher Zivilisation



Abb. 2: Schema einer geschichtslosen Rasterstadt (Poster auf der Ausstellung Denkmalpflege in Österreich 1945-1970, Wien, Sezession 1970 (Foto M. Koller).

konfrontiert. Den Konsequenzen für den Verlust der Individualität durch eine Uniformität der Städte und Siedlungsformen kann nur durch regionale und lokale Regeln zur Erhaltung historischer Strukturen in ihrer funktionellen und visuellen Eigenart gegengesteuert werden.⁴ Diese Herausforderungen sollen am Beispiel der zweitausendjährigen Stadtentwicklung Wiens bis zur Gegenwart umrissen werden.

Zur Terminologie des *Decorum*

Die Ästhetik des Abendlandes geht auf die vor 2500 Jahren in Griechenland entwickelte Philosophie und ihre Vermittlung und Interpretation durch die lateinische Kultur des Römischen Reiches zurück. Ebenso standen beide Kulturen der Entwicklung der Handwerke und Künste Pate. Die im Mittelalter teilweise unterbrochenen antiken Überlieferungen wurden mit der italienischen Renaissance wieder aufgenommen und in der bekannten Abfolge der Stilformen europäischer Kunst der Neuzeit aktualisiert, was sich in der Geschichte der Architekturtheorie am deutlichsten zeigt.⁵

Der Begriff der *Ordnung*

Der griechische terminus *Kosmos* ist über indogermanische Wurzeln mit dem lateinischen Begriff der *ordo* verbunden.⁶ Die ursprünglichen Bedeutungen beider Worte betreffen die militärische, soziale und öffentliche Ordnung (Plato, Aristoteles), die Regeln im Universum gegenüber der Leere des *Chaos* oder die Balance des Universums im Prinzip der Harmonie, an dem auch der Mensch seinen Anteil hat. Aber nach der Philosophie Epikurs und der Stoiker lebt der Mensch in seinem eigenen Mikrokosmos. Die Philosophie und Theologie des Mittelalters tradierte noch beide Bedeutungen von *Kosmos* – als universales äußeres und als individuelles inneres Ordnungsprinzip - wie es auch noch Alexander von Humboldt verstand.⁷ In den modernen Sprachen mutierte das Wort zu *Kosmetik* als eher oberflächliche Behübschung. Das lateinische Wort *ordo* blieb bis in die Gegenwart in der Bedeutung von öffentlicher, privater oder militärischer *Ordnung*, aber auch für die Regulierung von Sachen, Umständen oder Gesellschaften in Gebrauch. In Vitruvs Handbuch findet sich *ordo* auch als Bezeichnung für die verschiedenen Stile, von der als „männlich“ beschriebenen dorischen zur „weiblichen“ ionischen und bis zur korinthischen Ordnung.⁸ Allgemein bezeichnet Vitruv aber die verschiedenen Säulenordnungen der Tempel als *genus*.⁹

Der Begriff *Ornament*

Dem lateinischen Wort *ornare* in Vitruv's Handbuch folgen zwar das englische *adorn*, das französische *ornier* und das italienische *ornare*, während das deutsche *schmücken* aus niederdeutschen

Wurzeln kommt.¹⁰ Vitruv nennt *ornamenta* die Verzierungen an Bauwerken, die von Architekten (!) gerne entworfen werden.¹¹ Auf Tempeln vor allem für den Architrav¹², die Giebel¹³ und die Säulen¹⁴. Er versteht auch gemalte Dekorationen unter *ornare*.¹⁵ Im vierten Buch beschreibt Vitruv den Ursprung der verschiedenen Säulenordnungen und ihrer Schmuckformen. Demnach kommt das Ornament-



Abb. 3: Wien 1, Parlament, Südfassade, Gesims und Gebälk mit dem Ornament- und Farbkonzept Theophil Hansens, nach Restaurierung 2002 (Foto M. Koller).

system der *triglyphi*, *mutuli* und *denticuli* auf den dorischen und ionischen Tempeln von der Nachahmung früherer Holzkonstruktionen.¹⁶ Es ist interessant bei Vitruv zu lesen, dass Gebälke ohne Ornamente aufwändige Arbeit sparten und das Bauen damit weniger teuer machten.¹⁷ Im siebenten Buch Vitruvs wird das Wort *ornare* häufig auch in Verbindung mit der Innenausstattung verwendet.¹⁸

Der Begriff *Dekoration*

Schließlich gilt es, die sprachlichen Wurzeln für die Ausdrücke *Dekoration* und *dekorativ* zu klären. Die Bedeutung des lateinischen Verbs *decorare* ist sehr nahe derjenigen von *ornare*, allerdings in allgemeinerer Form. Metaphorisch wird es auch für die Auszeichnung einer Person verwendet. Die kultivierten Römer verbanden mit dem Adjektiv *decorus* jedoch auch immaterielle Qualitäten wie Anstand und Würde, Anmut und Brillanz. Bei Vitruv gehört *Decor* zu den sechs ästhetischen Prinzipien in der Architektur: *Ordnatio*, *Dispositio*, *Eurhythmia*, *Symmetria*, *Decor* und *Distributio*.¹⁹ Vitruvs *Decor* bezeichnet das perfekte Aussehen eines Gebäudes, errichtet ohne Makel und in angemessener Stilart und Gestaltung. *Distributio* steht für ökonomischen Einsatz der Materialien und konstruktiven Methoden. Bei seinen Vorschlägen für verschiedenen Bauaufgaben steht *Decor* oft für geschmackvoll und passend, er wird aber auch in Verbindung mit der Schönheit erwähnt, die Vitruv *venustas* nennt.²⁰ Er schließt ferner den *naturalis decor* ein, der von den natürlichen Gegebenheiten kommt, wenn man an gesunden Plätzen baut und die Gebäude nach den richtigen Bedingungen aus- und einrichtet:

Schlafzimmer oder Bibliotheken sollten nach Osten ausgerichtet sein, Bade- und Winterräume dagegen nach Südwesten, aber für Gemäldegalerien ist wegen des gleichmäßigen Lichtes die Nordseite am besten.²¹

Aus ihrer griechischen und lateinischen Etymologie und den Definitionen von Ornamentik und Dekoration durch die sich später entwickelnden Sprachen erfahren wir, dass ihr Wesen wesentlich mehr umfasst als nur die bloße Verzierung von Oberflächen.²² Es hat allgemein zu tun mit geziemenden Ausdrucksformen, mit der ästhetischen Vermittlung natürlicher oder von Menschen geschaffener Ordnung, mit Harmonie und Schönheit.

Ordo und Decorum im Wiener Stadtbild

Diese, von Vitruv überlieferten Prinzipien der Baukultur des Imperium Romanum waren ein besonders für die Kolonisation geeignetes Instrument, dessen Anwendung sich seit dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung im Mittelmeerraum verbreitete. Damals begannen die Römer auch bis in die Gebiete südlich der Donau vorzustoßen und organisierten hier in den Provinzen Noricum und Pannonien ihre Militärlager wie *Vindobona*, aber auch größere Zivilstädte wie *Carnuntum* und *Aquincum* östlich von Wien bzw. Budapest.

Der Grundriss des römischen Lagers *Vindobona*, ein Rechteck mit abgerundeten Ecken, blieb bis heute im Grundriss der Wiener Innenstadt ablesbar. (Abb. 4 und 5) Es lag auf einer 10-15 m hohen Erhebung über der Donau und nützte im Norden diese und zwei kleinere Flüsse im Osten und Westen als natürliche Grenzen.²³ Nur im Süden war ein *fossatum* als künstlicher Schutz notwendig, dessen deutsche Bezeichnung *Graben* für den lang gezogenen Platz erstmals 1294 urkundlich belegt ist.²⁴ So finden wir schon im römischen *Vindobona* Vitruvs *ordinatio* mit guter Proportion und Symmetrie zusammen mit dem *naturalis decor* einer gut geschützten Lage. Nach den Umbruchszeiten der Völkerwanderung wurde die Region Wiens im 11. Jahrhundert Teil der karolingischen Ostmark, in der sich bajuwarisch-germanische Siedler mit den Resten der lokalen keltischen Bevölkerung mischten. Ab 1156 etablierte sich Wien als fürstliche Residenz, erst der Babenberger bis 1246 und von 1278 bis 1919 der Dynastie der Habsburger.

Grundriss oder horizontale Stadtgestalt

Die 1137 als *civitas* bezeichnete Siedlung erhielt 1221 das Stadtrecht. Sie behielt zwar den römischen Grundriss mit seinen wichtigsten Verkehrsachsen, bildete aber neue öffentliche Plätze und Viertel entsprechend den funktionellen Vorgaben ihres Wachstumsprozesses aus.²⁵ Die mittelalterliche Befestigung war eine Steinmauer aus Buckelquadern



Abb. 4: Innere Stadt, Luftbild mit eingetragenem Grundriss des Römerlagers (Repro nach Kronberger, Anm. 23).

mit Zinnen und Tortürmen, wie sie auf dem Schottenaltar von 1469 darstellt ist (Wien 1, Schottenmuseum). Nach der Türkenabwehr von 1529 wurden die einfachen Mauern als Verteidigungswall mit 12 Bastionen und 7 Toren modernisiert. Bis zu seiner Demolierung nach Mitte des 19. Jahrhunderts schloss er die Innenstadt ein.²⁶ Diese Befestigung gab Wien, wie den meisten europäischen Städten der frühen Neuzeit einen sternförmigen Umriss. Im Mittelpunkt steht bis heute der Stephansdom zu dessen Platz sechs Straßen zusammenlaufen. Der zweite Türkensieg 1683 beflügelte nicht nur



Abb. 5: Vogelschauplan von Georg Hoefnagl 1609, Ausschnitt im Bereich des römischen Militärlagers.

die Wiederherstellung öffentlicher und privater Gebäude in der Stadt, sondern auch das Entstehen von Gärten und Gartenpalais um die niedergebrannten Vororte. Zu deren Schutz errichtete man 1703 in großer Eile gegen den Kuruzzensturm einen zweiten, viel ausgedehnteren Verteidigungswall. Sein, zum Teil der heutigen Gürtelstraße entsprechender Verlauf wurde von den Militäringenieuren Marinoni und Anguissola in ihrem 1706 gedruckten großen Plan von Wien festgehalten. Ihre Vermessung bildete für den Wiederaufbau und die weitere Stadtentwicklung eine präzise Grundlage.²⁷



Abb. 6: J. E. Fischer und A. Delsenbach, Prospekte und Abrisse einiger Gebäude von Wien, Wien 1719, Titelblatt.

Die neuen barocken Gärten in den Vororten bildeten einen grünen Halbkreis gegen Süden, wie ihn die umfangreichen Ansichten dokumentieren: von Joseph Emanuel Fischer von Erlach, mit einem gerahmten „*Stadtbild*“ als Titelblatt,²⁸ (Abb. 6) von Salomon Kleiner,²⁹ Bernardo Bellotto (1759-60),³⁰ Daniel Huber und Schütz, Ziegler und Janscha.³¹ (Abb.7) Nur der grüne Keil entlang der Südseite des unteren Rennwegs ist davon erhalten geblieben.



Abb.7: Carl Schütz, Wienpanorama vom Belvedere 1788.

(Schwarzenberg-, Belvedere-, Salesianerinnen-garten). Im Gegensatz zu den vor allem architektonisch betonten Stich- und Vedutenserien zeigte der Landschaftsmaler Christian Hilfgott Brand den *naturalis decor* der Lage Wiens am Fuß des Wienerwaldes. (Abb.8)



Abb. 8: Christian H. Brand, Wien um 1735, Hannover, Niedersächsische Landesgalerie.

Die nächsten größeren Veränderungen im Stadtgrundriss entstanden als Folge der Reformen unter Kaiser Joseph II. mit der Aufhebung vieler Klöster und aller Friedhöfe innerhalb der Stadtmauern und der Öffnung der Basteien, aber auch der Praterauen für die Bevölkerung. Den größten Wandel bewirkte aber die 1857 von Kaiser Franz Joseph II. angeordnete Schleifung fast der gesamten, über die Jahrhunderte ausgebauten Stadtbefestigung und die Verbauung des Geländes gemeinsam mit dem vorgelagerten Glacis für die neue, fünfeckige *Ringstraße* als einem repräsentativen, zentral gelegenen Stadtgelände mit Verkehrs-, Erholungs-, Verwaltungs-, Kultur-, Wohn- und Wirtschaftsfunktionen.³² An Stelle der Kuruzzenbefestigung von 1703 wurde 1873 eine zweite äußere Umfahrungsstraße, der *Gürtel*, eröffnet. Parallel dazu wurde von 1895 bis 1902 eine Stadtbahnlinie als diagonale Querung im Wiental und am Donaukanalufer angelegt und nach 1975 in das neue U-Bahnnetz übernommen.³³ Die Expansion am nördlichen Donauufer hatte die Regulierung des bis dahin mäandernden Flusses in Jahren 1871-1875 zur Voraussetzung. Die Entstehung der Ringstraße und die Wiener Stadterweiterungen dieser Zeit wurden durch die gesellschaftliche und wirtschaftliche Liberalisierung im Rahmen der neoabsolutistischen Spätphase der Habsburgermonarchie möglich.³⁴ Die als „*Gründerzeit*“ benannte Epoche hatte enge Parallelen zu anderen europäischen Hauptstädten wie Paris, Berlin oder Budapest. Die Wiener Ringstraße wurde in der Folge zum Vorbild für viele Stadterweiterungsplanungen in Zentral- und in Osteuropa.³⁵ (Abb. 9).



Abb. 9: Wienpanorama von G.Veith 1873 (Wien Museum).

Diese Entwicklung inspirierte den Wiener Architekten Camillo Sitte (1843-1903) hier 1889 das erste Buch über Städtebau in deutscher Sprache zu veröffentlichen.³⁶ Er empfahl eine Orientierung an historischen Stadtbildern, besonders hinsichtlich der Anlage von Plätzen als Orte für öffentliche Bauwerke und Denkmäler. Seine künstlerisch orientierte städtebauliche Vision war das gerade Gegenteil zu Baron Haussmanns harten chirurgischen Schnitten von Boulevards durch Pariser Altstadtviertel, die mit deren teilweiser Enteignung und Zerstörung verbunden waren. Sitte plädierte für die Kontinuität des Eigentums, für eine liberale Integration von Bauten verschiedener Sozialniveaus, aber auch für die industrielle Produktion. Bei seiner Beschreibung der Schönheiten alter Städte und deren Plätze in Italien wusste Sitte freilich nicht, dass seit dem 14. Jahrhundert in den Städten Mittelitaliens kommunale Bauregeln für harmonische Stadtplanung existierten und dass eine eigene Behörde, die sogenannten *ufficiali del ornato*, für deren Einhaltung sorgte.³⁷ Ein Amt gleichen Namens gab es noch im 19. Jahrhundert in Venedig.³⁸ In den Ländern Mittel- und Nordeuropas enthielten vom 16. bis ins 20. Jahrhundert die Stadtbauordnungen Regeln zur Abstimmung der Einzelbauten auf die Gesamtheit des „*Stadtbildes*“. Die Bauordnung für Wien von 1930 hielt fest, dass die äußere Erscheinung von Neubauten in Bezug auf Form, Material und Farbe auf das harmonische Stadtbild Rücksicht zu nehmen hatte.³⁹ Historisch, kulturell und künstlerisch wertvolle Bausubstanz wurde seit 1850 in der k. k. Monarchie von der „*Central-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale*“ großteils durch ehrenamtliche Konsultanten monarchieweit erfasst und betreut, aber erst seit 1923 im Denkmalschutzgesetz der Republik Österreich der Aufsicht des Bundesdenkmalamtes als eigener Behörde unterstellt.⁴⁰ Nach den Kriegszerstörungen des 20. Jahrhunderts wurden auf dem bestehenden Stadtgrundriss die wichtigsten historischen Bauten wieder hergestellt, Verluste teilweise soweit als möglich rekonstruiert und Baulücken mit Respekt zur Umgebung geschlossen.⁴¹

Aufriss oder vertikale Stadtkomposition

Seit dem 15. Jahrhundert überliefern Zeitgenossen wie um 1450 Enea Silvio Piccolomini (später Papst Pius II.) oder 1567 Hans Sachs das Sprichwort vom doppelten Wien, einem über- und einem unterirdischen im Hinblick auf seine tiefen und weiten Kelleranlagen.⁴² Dessen Wahrheitsgehalt konnten rezente bauarchäologische Forschungen in der Wiener Innenstadt voll bestätigen.⁴³ Die Darstellungen in der Wiener Malerei des 15. Jahrhunderts (Albrechtsaltar, ca.1440, Schottenaltar 1469) zeigen eine von spitzen gotischen Kirchtürmen und den Wienerwaldbergen im Hintergrund bestimmte Skyline. Ab 1433 war die Turmspitze von St. Stephan mit 137 Metern das höchste Bauwerk Europas, bis es 1441 vom Turm des Straßburger Münsters übertroffen wurde. Die Turmhöhen profaner Bauwerke wie dem festungsartigen Kubus der Hofburg waren weit niedriger als die Kirchtürme, die in Notzeiten wie Feuer oder Verteidigung auch profane Funktionen erfüllten. Diese Hierarchie der Bauhöhen setzte sich bis ins frühe 20. Jahrhundert fort, als das neue Rathaus an der Ringstraße, 1872-1883 erbaut von Dombaumeister Friedrich von Schmidt, sich mit 100 Metern beschränkte.⁴⁴ Aber auch der neogotische Turm der Pfarrkirche von Donauefeld (1904-1914) durfte diese Marke nicht überschreiten. Nur die frühe Industriezeit machte 1841 mit einem Fabriksschlot von 137 Metern dem Stephansdom bewusst Konkurrenz.⁴⁵



Abb. 10: Jakob Hoefnagl 1609, Wien, Ausschnitt mit Judenplatz und Platz am Hof (Wien Museum).

Mittelalterliche Stadthäuser waren bis zu drei Stockwerke hoch und wurden bis zum 18. Jahrhundert bis auf fünf Geschoße erhöht. Die neuen Gebäude an der Ringstraße erhielten ein *Mezzanin* genanntes Zwischengeschoß, das mit den in die

Dachattika integrierten Räumen eine weitere Höhensteigerung ergab. Das 1932 in der Herrengasse nahe der Hofburg errichtete erste „Hochhaus“ kam auf 14 Stockwerke, die 1953 von den 20 Stockwerken des sogenannten *Ringturmes* übertroffen wurden. Aber erst seit 1973 wurde die Wiener Skyline durch die bis 120 Meter hohen Gebäude der UNO-City am nördlichen Donauufer endgültig aufgebrochen. Im internationalen Wettbewerb von 1969 erreichte ihr Architekt Johann Staber nur den vierten Platz. Nach dem erstgereihten Cesar Pelli plante das zweitgenannte britische Architektenteam ein dem flachen Donauufer angepasstes „*hügelförmiges*“ Bauwerk, das sich an die Lage am Strom im Sinne von Vitruvs *natürlichem Decorum* viel besser anpasste. Die in der Folge hier entstandene Downtown aus Hochhäusern kämpft inzwischen gegen die Probleme der von den Turmschneisen verstärkten starken Winde. Auf dem rechten Donauufer blieb der *Milleniumsturm* von Podrecca und Peichl mit 202 Metern bisher solitär, schneidet dafür aber noch stärker in das historische Stadtpanorama gegen die Wienerwaldberge ein.

Mit dem der Wiener Innenstadt 2001 verliehenen Prädikat als UNESCO-Weltkulturerbe wurde für den historischen Stadtkern eine Schutzzone – auch hinsichtlich der Bauhöhen – und angrenzend eine Pufferzone eingerichtet.⁴⁶ Diese Pufferzone betraf aber nur die inneren Bezirke nach Süden und Westen. Die Leopoldstadt am Nordufer des Donaukanals hatte man dabei „*vergessen*“, wodurch seither ihre teilweise noch vorstädtisch-barock geprägten Viertel hinter einer Kette von mittleren Hochhäusern ohne Sichtbezug mit der Innenstadt verschwinden. Im letzten Jahrzehnt entstehen in provozierender Konkurrenz zum Welterbestatus am Rande der Schutzzone Großprojekte wie die Überbauung des Bahnhofs Wien-Mitte, das neue Viertel beim Wiener Hauptbahnhof, oder sind in Planung wie das Hochhaus neben dem Konzerthaus. Sie fokussierten die öffentlichen Debatten auf deren Folgen für die (Zer-)Störung des historisch gewachsenen Stadtensembles. Progressive Architekten und Kritiker verteidigen die vertikale Stadtveränderung durch turmartige Großbauten als notwendige „*Zeichen*“ und als Stadtmarkierung in der Gegenwart. (Abb.11) Übergeordnete urbanistische Zusammenhänge wie historisches Stadtbild, Stadt und Landschaft, Auswirkungen auf ältere Nachbargebäude (Schatten, Blickverstellung, Spiegeleffekte von Glasfassaden u.a.), aber auch die im Verhältnis zu bestehenden Plätzen und Straßen durch Turmbauten gesprengten Proportionen oder die Verkehrsfolgen werden marginalisiert.⁴⁷ Seltsamerweise werden „*Zukunftsfähigkeit*“ und „*Weiterentwicklung*“ für eine historische Metropole wie Wien ohne Hochbauten grundsätzlich in Frage gestellt: Wieso kann aber dann etwa eine Stadt wie Rom im geschichtsträchtigen Stadtbereich ohne neue „*Towers*“ auskommen?



Abb.11: Bahnhof Wien-Mitte, Überbauungen seit 1975 bis heute in zuletzt höhenreduzierter Form (Pressefoto).

Statt das Welterbeprädikat als „*Totschlagargument*“ an den Pranger zu stellen, sollte man es als Herausforderung für ein Bauen in menschlichen Maßstäben und in zeitgemäßer Entfaltung vorhandener Traditionen annehmen und damit der globalen Uniformierung unserer Städte entgegen wirken. Das wären vorrangige Aufgaben einer auf Nachhaltigkeit und Lebensqualität bedachten Stadtverwaltung und -planung.

Historische Bauentwicklungen in Wien

Die erste Phase mittelalterlicher Wohnbauten waren Holz- oder Fachwerkbauten. Steinmauern konzentrierten sich auf die Befestigung, die teilweise auch die römischen Tore übernahm, ferner auf Kirchen, die Residenzbauten und wenige Privathäuser. Die erste Erwähnung von Ziegelbau datiert 1276 und um 1300 wird ein Ziegelmacher genannt.⁴⁸ Schon 150 Jahre später hebt Enea Silvio Piccolomini hervor, dass große, komfortable Privathäuser meist „*aus Stein*“ gebaut werden und gewölbte Flure und Kachelöfen besaßen.⁴⁹ Den besten Eindruck vermittelt der Vogelschauplan von Jakob Hoefnagl 1609 von den spätmittelalterlichen schmalen Giebelhäusern, die sich - oft mehr als doppelt so lang als breit - dicht aneinander drängten.⁵⁰ (Abb. 10) Im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts wurden die meisten dieser Einzelhäuser mit einer neuen, traufständischen Fassade zu größeren Einheiten umgebaut. Damit konnten auch Bürgerhäuser die Gesimse, Wandgliederungen und Dekorationen der Adelspalais im Kleinen übernehmen. Viele Innenhöfe bekamen offene Arkaden nach italienischem Vorbild wie das Haus Stampa (I., Bäckerstraße 7), Amalien- und Stallburghof der Hofburg, Jesuitenkloster, aber auch Beispiele in der Vorstadt (VII., St. Ulrichsplatz 4). Man schloss sie aber aus Klimagründen spätestens im 18. Jahrhundert wieder und erst im 20. Jahrhundert wurden einige wieder geöffnet.

Die mittelalterliche Hofburg war eine viertürmige Festung, die im Laufe der Jahrhunderte um unregelmäßige Höfe erweitert wurde. Ihre Bau- und Funktionsgeschichte wird jetzt erstmals umfassend erforscht und vor allem Fassadenbereich nach den bauzeitlichen Befunden restauriert.⁵¹ Regelmäßige Höfe mit Verbindungstrakten und langen Korridoren waren nicht nur für die Barockklöster typisch, sondern waren auch für das von Josef II. nach dem Vorbild des Pariser *Hotel de Dieu* ab 1784 errichtete Allgemeine Krankenhaus verbindlich. Als Universitätscampus fand diese Anlage nach 1990 eine adäquate neue Verwendung. Der in die Anlage integrierte kreisrunde sogenannte „Narrenturm“ von 1783 als Vorform einer Psychiatrie ist ein für Wien einzigartiges Beispiel einer „*architecture parlante*“ der Aufklärung.⁵²



Abb. 12: Modell der Stadterweiterung mit der Ringstraße von 1857-1890, Wien Museum (Foto M.Koller).

Nach der Bürgerrevolution von 1848 begann die Epoche Kaiser Franz Josephs II. mit der Errichtung von drei großen Kasernen in strategischer Lage, wovon zwei erhalten sind (Arsenal, Rossau). Ihre Bauform mit rechteckig symmetrischen Höfen und Ecktürmen nimmt die Bauformen des Römerlagers auf und wurde zugleich zu dem die Monumentalbauten der Ringstraße prägenden Bautypus (z.B. Heinrichshof, Akademie der bildenden Künste, Bauten im Rathausviertel u.a.). Dieser Bautyp wurde aber auch noch bei den Gemeindebauten des „*roten Wien*“ zwischen 1923 bis 1934 fortgesetzt deren 382 Bauten sich „wie eine Stadt für sich“ über das ganze, seit 1857 mehrfach erweiterte Stadtgebiet verteilten.⁵³ Erst ab den 1960er Jahren wurde die lokale Kontinuität durch individuellen Modernismus unter internationalen Einflüssen abgelöst.

Dekorative Elemente in Stadtraum

Die Plätze und Straßen des mittelalterlichen Wien formten sich bis um 1230 in Verbindung mit der Etablierung von Babenbergerresidenz, Pfarrkirchen und Klöstern aus. Die Plätze wurden Mittelpunkte von Märkten (Am Hof), von öffentlichen Funktionen

wie Gerichtsbarkeit (Hoher Markt) und ihre Brunnen waren wichtig für die Wasserversorgung der Bewohner.⁵⁴ Im Barock wurden die drei bedeutendsten Plätze mit monumentalen figuralen Votivsäulen besetzt, die die umliegenden Hausfassaden überragten: Die der Maria Immaculata (Am Hof 1646), der Dreifaltigkeit (Graben 1692 - 18 m hoch) und dem hl. Joseph (Hoher Markt 1712) gewidmet waren. Sie wurden beleuchtet, bewacht, standen im Mittelpunkt religiöser Funktionen und waren als zentrale Themen der *pietas austriaca* zugleich herrschaftliche Symbole.⁵⁵ Das erste kommunale Platzdenkmal war der Providentia-brunnen von Raffael Donner 1737 auf dem Neuen Markt. Erst später folgten fünf große dynastische Denkmäler auf den Plätzen im Bereich der Alten und der Neuen Hofburg: II. 1795 und Franz I. 1842, 1847 für Erzherzog Carl, 1860 für Prinz Eugen und 1874 für Maria Theresia. Als letzte Gruppe erst kamen im Bereich der Ringstraße die Denkmäler berühmter Dichter und Musiker dazu (Beethoven 1874, Schiller 1875, Goethe 1895, und Mozart 1896).⁵⁶ In technischer Hinsicht waren die Barockdenkmäler aus Marmor, der Donnerbrunnen war aus einer Bleilegierung und erst mit der Reiterstatue Josephs II. von Franz Anton Zauner folgten monumentale Bronzewerke. Die Reitermonumente von Zauner und von Franz Anton Fernkorn (Erzherzog Carl, Prinz Eugen) waren auch gusstechnische Meisterwerke.⁵⁷ Diese Denkmäler behielten ihre dominanten Positionen bis in die Gegenwart, aber ihr religiöser und politischer Hintergrund geriet weitgehend in Vergessenheit. Sie wurden zu urbanen Ornamenten.

Im Zuge der Reformpolitik Kaiser Josephs II. (1780-1790) wurden die innerstädtischen Friedhöfe um die alten Kirchen (St. Stephan, St. Michael) aufgelassen. Damit entstanden einerseits neue Freiräume, wie 1792 um den Stephansdom, die man sofort durch zwei repräsentative Kupferstiche von Carl Schütz bildlich dokumentierte.⁵⁸ Zum anderen wurden noch leere Plätze mit Monumentalskulpturen gefüllt (siehe oben). Die neue städtische Öffnung in Form öffentlicher Plätze und Gärten kulminierte im urbanistischen Konzept der Ringstraße ab 1857. Allerdings blieb das von Semper und Hasenauer geplante Kaiserforum über dem ehemaligen Schlachtfeld von 1683 („*Heldenplatz*“) ein monumentaler Torso.⁵⁹ Die Ringstraße selbst wurde zu einer vierfachen Allee von Laubbäumen ausgestaltet. Nach 1880 mussten die ursprünglichen Arten von Götterbaum und Platane durch die für das heimische Klima besser geeigneten Arten von Linde, Ulme und Ahorn ausgetauscht werden. Die ursprüngliche Idee nur Bäume von schmaler Pyramidenform zu pflanzen, damit die Straßenfassaden besser zur Geltung kamen, wurde fallen gelassen.⁶⁰



Abb. 13: R.Völkel 1901: Projekt von Arnold Lotz 1895 für einen Kaiser-Franz-Joseph-Platz hinter dem Domchor (Repro nach Kassal-Mikula u.a., Anm. 62, Abb. S.131).

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts expandierten die Hauptstädte der Länder Österreich-Ungarns in Konkurrenz zur Kaiserstadt Wien.⁶¹ Zwischen 1895 und 1905 entstanden Pläne, das enge und unregelmäßige Muster der Wiener Innenstadt für die Bedürfnisse des modernen Verkehrs (einschließlich Straßenbahn) aufzubrechen. Neu geplante Plätze (z.B. hinter dem Stephansdom, Abb. 13) und Boulevards hätten große Teile der Altstadt zerstört.⁶² Durch den Widerstände von Seiten engagierter Historiker und der k.k. Zentralkommission wurde diese „*Straßenregulierung*“ zum Teil verhindert.⁶³ Bei tatsächlich abgerissenen Altbauten traten in historistischer Perversion der Erhaltungsidee enorm vergrößerte „*Kopien*“ an deren Stelle (z.B. 1896 der Regensburgerhof, Lugeck 4, mit seinen zwei Ecktürmen aus dem 16. Jahrhundert oder das zuvor von Rudolf von Alt aquarellierte Fasszieherhaus in der Gardegasse 1 im VII.Bezirk).⁶⁴ Beim Regensburgerhof setzte man den Neubau unmittelbar vor den alten, wie das Gemälde von Franz Poledne von 1897 im Wien Museum zeigt (Abb. 14).

Fußböden und Pflasterung

Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts veränderte sich der Großteil aller Straßen- und Platzbeläge zu den heute bestehenden asphaltierten Oberflächen. Historische Pflasterungen mit den lokalen Sandsteinen fanden seit dem 14. Jahrhundert für die großen Plätze, aber selbst für kleine Straßen

Erwähnung, wie sie auch Enea Silvio Piccolomini um 1450 beschrieb.⁶⁵ Die Pflasterungen wurden nachweislich 1777 und 1826 mit Granitwürfeln erneuert und hielten bis in die 1960er Jahre an.⁶⁶ (Abb.14) Teure ornamentale Marmorfußböden finden sich nur in Innenräumen (z.B. Karlskirche 1730). Historische Prellsteine an Hausecken schmaler Gassen zur Abweisung der schweren Wagenräder von den Hauswänden finden sich noch in der Griechengasse oder in der Schönlaterngasse. Sie bezeugen auch, dass diese innerstädtischen Verkehrswege bis weit in die Neuzeit hinein noch über keine eigenen Gehsteige zur Trennung von Personen- und Wagenverkehr verfügten, wie sie das Gemälde des alten Lugecks von Franz Poledne 1897 zeigt. (Abb.14) Aber der Wagenverkehr in den engen Gassen beeinflusste auch den Hausbau wie beim Freiherr von Rieger'schen Haus (Riemergasse 2) von Ludwig Förster und Theophil Hansen 1848/49. Dessen Erdgeschoßecken zur Wollzeile und zur Schulerstraße wurden zwar ohne öffentliche Entschädigung abgeschrägt, dafür aber mit Eckerkern in den Obergeschoßen kompensiert.⁶⁷ Eine Straßenreinigung durch bewässerte Rinnsale wie in Freiburg im Breisgau oder in Paris seit der *belle époque* war in Wien nicht vorgesehen.



Abb. 14: Wien 1, Lugeck, alter Regensburger Hof vor Abriss mit größerem Nachbau dahinter, Granitpflasterung, Gemälde von Franz Poledne 1897 (Wien Museum).

Stadtmöblierung

Der sichtbare Bestand an Beleuchtungen, Gittern bis zu WC-Anlagen geht nur bis auf die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück.⁶⁸ Es existieren noch zahlreiche gusseiserne Wandarme als Träger der bis 1910 funktionierenden Gasbeleuchtung, die seit 1841 von einheimischen und englischen (London seit 1814) Firmen betrieben wurden. Elektrische Straßenbeleuchtung wurde 1903 eingeführt und danach wurde auch die Straßenbahn elektrisch betrieben. Die optischen Nachteile der Oberleitungen erregten öffentliche Debatten, weshalb diese erst zuletzt auch am Ring und in der Mariahilferstraße installiert wurden. Die heute an verschiedenen Plätzen aufgestellten Litfaßsäulen (nach dem Berliner Erfinder) sind rezente Kopien der historischen Vorläufer (Stock-im-Eisenplatz, Am Hof). Historische Beleuchtungskandelaber, die von den



Abb. 15: Wien 1, Burgtor, Burgviertelgitter 1864, nach Restaurierung auf Erstfassung 1994/95 (Foto M. Koller).

jeweiligen Architekten entworfen wurden, stehen noch vor dem Parlament (Bronzeguss), vor Rathaus und Oper (Gusseisen) und vor der Universität (Stein). Im Hofburgareal wurden die Beleuchtungsanlagen rezent dem Konzept des 19. Jahrhunderts angenähert.⁶⁹ Große Standlaternen sind in die beiden monumentalen Gitteranlagen integriert, die auf der Südseite des Burgringes beide ehem. Hofmuseen einfrieden (Entwurf von Carl Hasenauer) und nordseitig auf rund tausend Metern Länge das Hofburgareal umspannen (1864 entworfen von Moritz Löhr). Letzteres wurde in der Salm'schen Eisenwerken in Blansko, Mähren, gegossen und 1994-1995 beim Burgtor in der imperialen Symbolik

seiner Erstfassung in Purpurrot und Gold restauriert.⁷⁰ (Abb.15) Dieses Hofburggitter trennt als Landmarke die ehemals kaiserliche Residenz vom öffentlichen Straßenraum des Rings, und bis heute werden sie durch verschiedene Stellen von Bund und Stadt verwaltet. Die wenigen erhaltenen historischen Toiletteanlagen seit dem 19. Jahrhundert wurden von der Firma W. Beetz, Wien-Budapest, auf Straßenniveau aufgestellt, auf dem Graben 1905 aber unterirdisch im Jugendstil gestaltet. Die einzige ältere Latrinenanlage befindet sich im ehemaligen Obizzipalais (heute Uhrenmuseum).⁷¹ Diese Bedürfnisanstalten stehen inzwischen unter Denkmalschutz und werden dementsprechend erhalten.⁷²

Dächer, Rauchfänge und Ornament-symbolik

Von den mittelalterlichen Türmen sind nur mehr diejenigen von St. Stephan und Maria am Gestade erhalten, doch ihre oberen Steinspitzen wurden in gleicher Art 1863-64 bzw. 1890-94 erneuert. Die übrigen erhielten im Barock „welsche Hauben“ und wurden im 19. Jahrhundert regotisiert (Augustinerkirche 1848 mit Gusseisen). Anfangs dunkelbraune Kupferdächer tragen noch heute die barocken Kuppeln der Peters- und Karlskirche, der Salesianerinnenkirche und der Hofburg (Michaelertrakt 1733-1892) sowie die Mansarddächer des Oberen Belvedere. Vergoldungen auf diesen Kupferdächern sind nur mehr bei der Michaelerkuppel der Hofburg und bei Heinrich Ferstels Neo-Renaissancepalais für Erzherzog Ludwig Viktor (Schwarzenbergplatz 1)⁷³ (Abb. 16).



Abb. 16: Wien 1, Schwarzenbergplatz 1, Eckkuppel zum Parkring: Die Goldornamentik von Heinrich Ferstel wurde 2001 rekonstruiert (Foto M. Koller).

zu sehen. Hier bildet der, den Knick der Ringstraße markierende, überkuppelte Runderker Ferstels mit seiner goldornamentierten Kuppel einen bewussten „*point-de-vue*“ für die Passanten auf dem Ring. Vergoldete Maßwerkgitter als dekorative Akzente der Dachfirste verwendete Ferstel bei seinen Palais-Pendants auf dem Schwarzenbergplatz und bei der Votivkirche. Ebenso musste die ornamentale Vergoldung der schmiedeeisernen Blattkuppel der Sezession erst im Zuge der Restaurierung wieder entdeckt und rekonstruiert werden. Am Bau Olbrichts von 1898 hatte der Brand 1945 alle Spuren getilgt. Doch Architekt Krischanitz fand durch Vergrößerung alter Fotos das typische Jugendstilmotiv von drei in die Länge gezogenen konzentrischen Kreisen.⁷⁴

Im allgemeinen bestimmten aber keramische Dachziegel die Wiener Dachlandschaft, deren Entwicklung ebenso wie die der Mauerziegel das Wiener Zieglmuseum in Penzing zeigt. Für barocke Stadthäuser waren es vor allem rechteckige, glatte „*Wiener Taschen*“. Glasierte Dächer reichen beim Stephansdom zurück bis ins 13. Jahrhundert (Heidentürme). Das auf dem Wiener Schottenaltar 1469 bunt glasierte Kirchendach wurde 1856 und nach dem Krieg 1945 erneuert. Erst für die Großbauten zur Zeit der Wiener Ringstraße wurden auch schwarze und graue Schieferplatten in musterförmiger Anordnung (Arsenal, Votivkirche, Kuppeln der Hofmuseen) musterförmiger Anordnung (Arsenal, Votivkirche, Kuppeln der Hofmuseen)



Abb. 17: Kunsthistorisches Museum, Ostseite: Kuppel mit Zinkrippen und Schieferdeckung nach, Steinfassaden unterhalb der Attika vor Restaurierung (Foto M. Koller).

eingesetzt. Die Kuppelgauben und Profilrippen der Museumskuppeln (eigentlich achteckige Klostergewölbe) bestehen aus Zinkblech bzw. Zinkgussformen.⁷⁵ (Abb. 17).

In Wien gibt es nur wenige architektonisch bemerkenswerte Schornsteine. Dazu zählen vor allem die beiden 38 Meter hohen am Parlament in Form ionischer Säulen mit vergoldeten Kapitellen aus Gusseisen⁷⁶ und der bemalte und vergoldete Schornstein von 1990 der Müllverbrennungsanlage Spittelau von Friedensreich Hundertwasser.

Zahlreiche „Ornamente“ im historischen Stadtraum transportieren Botschaften in symbolischer Form. Bekrönungen von Kirchtürmen in Form eines Kreuzes über der habsburgischen Hauskrone (Krone Rudolfs II. in der Wiener Schatzkammer) weisen auf kaiserliche Patronage hin (Universitätskirche, Karlskirche, Stiftskirche, Votivkirche). Diese Krone findet sich auch auf jeder Laterne des langen Hofburggitters (Abb.15) ebenso wie in Reliefform auf den Türgriffen der Neuen Hofburg. Die Kette des Ordens vom Goldenen Vlies um Eigentümerwappen auf Portalen oder Fassaden tradiert das burgundische Erbe der Habsburger und ihnen nahestehender Fürsten. Ihre Elemente Feuerstein und Feuereisen sind auf allen Fenster- und Portalrahmen des Schweizertraktes der Hofburg präsent als persönliches „Logo“ Ferdinands I. als Retter Europas gegen die Türken (1529).⁷⁷ Mit ornamental verschlungenen Initialen wird vom 17. bis 19. Jahrhundert häufig die jeweilige Bauherrschaft demonstriert. Beispiele finden sich auf Portalen, Gittern, Wappen von Kaisern wie „LI“ (Leopold I), „CC“ (Karl VI), „FJII“ (Franz Joseph II) bis zu „ES“ (Prinz Eugen von Savoyen).

Wiener Fassaden

„*Fassaden*“, die „*Gesichter*“ der Bauten, erhielten erstmals in den frühen Stadtregeln in Mittelitalien diese Bezeichnung und besondere Beachtung.⁷⁸ Steinfassaden waren in Wien selten, mit Sandstein aus dem Wienerwald und Kalksteinen aus dem Leithagebirge. Bossenquadern sind seit der Römerzeit und im Mittelalter für die Stadttore und die Hofburg nachgewiesen.⁷⁹ Frühe Steinverwendung betrifft sonst vor allem Kirchen. Im Barock herrschen diluviale Kalksandsteine für statische und dekorative Teile vor, wurden aber immer überputzt oder angestrichen, während Salzburger Marmore Einzelsäulen, Wappen- und Dekorsteine materialsichtig blieben. Beide Gesteine gelangten auf dem Wasserweg der Donau nach Wien. Erst mit dem Bau der Eisenbahnen nach Westen und Süden wurden umfangreiche Steinfassaden errichtet: weißlicher Untersberger und Laaser Marmor (z.B. Parlament) und Kalksteine aus Istrien (Hofmuseen, Neue Burg). Rötlicher und grauer Granit, dessen polierte Oberflächen bis heute kaum Verwitterung zeigen, bildet eine Ausnahme (Sitz der Equitable

Versicherung 1891 am Stock-im-Eisen-Platz). Otto Wagner führte nach 1890 Fassadenverkleidung mit weißen Marmorplatten ein (Postsparkasse, Kirche Am Steinhof).⁸⁰



Abb. 17 a / b: Wien 1, Michaelerplatz, Looshaus, Seitenfront in der Herrengasse während Teilerneuerung der Marmorinkrustation 1990 und danach (Foto M.Koller).

Adolf Loos bevorzugte Inkrustationen – letztlich antiken Ursprungs – mit intensiv gezeichneten Marmoren etwa aus Griechenland (American Bar, Looshaus, 1908-10) über normalen Ziegelstrukturen. (Abb.17 a/b) Wie Otto Wagner vereinheitlichte auch Loos die Höhen der Geschoße, die früher nach sozialen Unterschieden differenziert waren.⁸¹ 1908 hielt Loos seinen Vortrag zu „*Ornament und Verbrechen*“ als radikale Absage an funktionslose Dekoration und Weg zu evolutionärer Befreiung.⁸² Von 1893 bis 1896 war Loos in den USA und lernte dort sicher Louis Sullivans Essay „*Ornament in Architecture*“ kennen, in dem dieser 1892 forderte, einige Zeit auf Architekturornamentik zu verzichten.⁸³ Aber wohl kaum war ihm der französische Revolutionsarchitekt Nicolas Ledoux und sein Architekturtraktat von 1804 vertraut, in dem es heißt: „*Die Ornamentierung von Details hat keinen sittlichen Wert und ermüdet das Auge.*“⁸⁴ Auch zu einem noch wesentlich älteren Vorläufer von Loos' didaktisch-profanem Reformismus, dem spirituell motivierten Purismus der Zisterzienserarchitektur um 1100, bestehen erstaunliche Analogien.⁸⁵

Frühere Holz- und Fachwerkbauweise war im Wiener Stadtkern schon im 15. Jahrhundert selten (Schottenaltarbilder 1469). Seit dem 13. Jahrhundert entwickelt sich der Ziegelbau mit Kalkverputz zur vorherrschenden Bautechnik. In der Renaissance herrschten glatte Verputze vor, während im Barock bewusste Kontraste mit rustizierten Oberflächen (Stupfputze) für Sockel- oder Eckquaderungen dazukamen, aber auch großflächige „*Sandelungen*“ als Imitationen von Steinoberflächen auftreten (z.B. Hofburgfassaden 16.-18. Jahrhundert).⁸⁶ Ludwig Förster machte 1836 den venezianischen „*Marmorino*“ in Wien bekannt, der nicht zuletzt um 1900 in den weißen Putzoberflächen der Bauten von Otto Wagner und Adolf Loos angestrebt wurde.⁸⁷ Diese schmucklose Materialglätte wurde beim Haus von Ludwig Wittgenstein für seine Schwester 1926-28 perfektioniert (Wien 3, Kundmannsgasse 19).⁸⁸



Abb. 18: Wien 6, Lehargasse, Kulissendepot von Gottfried Semper 1874-77, nach Konservierung der Originalfassade mit Steinsockel, Gliederung mit materialsichtigem Romanzement und Ziegelwänden 1990-95. Heute Atelierhaus Akademie der bildenden Künste (Foto M. Koller).

Nach 1850 wurden Romanzemente zur wichtigen Komponente in der historistischen Fassadendekoration und der zeitgenössischen Forderung nach Materialsichtigkeit.⁸⁹ Die erste Fassade mit Romanzementdekor in Wien entstand von 1847 (ehem. Rothschildpalais Rennasse 4 von Ludwig Förster). Seine charakteristische hellgelbbraune Eigenfarbe machte oft Anstriche unnötig und hielt oft über hundert Jahre bis zu ersten Restaurier-

maßnahmen (z.B. Theophil Hansens Palais Epstein 1871⁹⁰, Kulissendepot, Lehargasse 6, von Gottfried Semper und Carl Hasenauer 1873).⁹¹ (Abb.18). Dagegen haben die glatten Kalkputze von Otto u ersten Restauriermaßnahmen (z.B. Theophil Hansens Palais Epstein 1871⁹², Kulissendepot, Lehargasse 6, von Gottfried Semper und Carl Hasenauer 1873).⁹³ (Abb.18). Dagegen haben die glatten Kalkputze von Otto Wagners Stadtbahnpavillons oder Josef Maria Olbrichs Sezession durch spätere Überputzungen und Neuanstriche weitgehend die ästhetische Materialpräzision ihrer ursprünglichen Oberflächen verloren.

Ziegelfassaden wurden in Wien erst in der Ringstraßenepoche in die städtische Architektur eingeführt. Dazu wurden die Lehmgruben am Wienerberg von Heinrich Drasche industriell ausgebaut.⁹⁴ Es begann mit der Großanlage des Arsenal, dessen zweifarbige Weichbrandziegel allerdings noch mit Ziegelfarbe und Schwarzfugen gestrichen wurden. Danach setzten vor allem Heinrich Ferstel (Museum für Kunst und Industrie und Kunstgewerbeschule am Stubenring 1866-1873, Chemisches Institut) und Theophil Hansen (griechisch-orthodoxe Kathedrale, evangelischer Friedhof Wien 12) auf Sichtziegelfronten (Hartbrandziegel) mit gemalten Schwarzfugen (Ferstel) oder halbrund profilierten Putzfugen nach dem



Abb. 19: Wien I, Fleischmarkt 13, Griechisch-orthodoxe Kathedrale von Theophil Hansen 1858, Fugenprofile der ursprünglichen Sichtziegelfassade (Foto M. Koller).

Vorbild bei Karl Friedrich Schinkel in Berlin (Hansen). (Abb. 19). Ferstels Museum war das erste Kunstgewerbemuseum auf dem Kontinent und wurde von Rudolf von Eitelberger nach dem Besuch der dritten Londoner Weltausstellung 1862 angeregt.⁹⁵ Von England verbreitete sich damals auch die neue Ornament- und Kunstgewerbebewegung, deren Vorlagenbücher in der Bibliothek des neuen Museums gesammelt wurden.⁹⁶ Die Wienerberger Ziegelwerke produzierten nach Entwürfen der Ringstraßenarchitekten hunderte ornamentale Terrakottaelemente, die vor allem von Theophil Hansen auf seinen Fassaden (z.B. Akademie der

bildenden Künste, 1872-77) eingebaut wurden.⁹⁷ Im Vergleich ihrer Fassadendekorationen zeigen die Kunstgewerbeschule (Sgraffito, glasierte Terrakotta-reliefs, venezianisches Glasmosaik) und die Kunstakademie (Skulpturen aus Terrakotta, Romanzement- und Steindekor, Freskobilder) jeweils programmatische Kunsttechniken. Um 1900 empfahl Otto Wagner vor allem Majolikadekor oder Mosaiken, wofür sein Haus Linke Wienzeile 40 oder das Portois & Fix-Haus, III., Ungargasse 59-61 (Max Fabiani 1900) stehen.⁹⁸ Leider fielen fast alle der dekorativen Metall-Glasfronten der Warenhäuser des späten 19. Jahrhunderts dem letzten Krieg oder der Nachkriegszeit zum Opfer.⁹⁹

Die Farben von Wien

Schließlich ist auch an die Rolle der Farbe in der Architektur und im Stadtbild zu erinnern, die in der Architekturgeschichte bis heute in Forschung und Diskussionen weitgehend ausgeblendet wird.¹⁰⁰ Dabei folgt die Farbgebung seit der Gotik zumeist der jeweiligen Materialfarbe, worauf die bis ins späte 19. Jahrhundert in schriftlichen Quellen häufigen Angaben „Steinfarbe“, „Ziegelfarbe“, „holzfarben“ und andere hinweisen.¹⁰¹ Die auf den Wienbildern seit dem 15. Jahrhundert gezeigten weißen Fassaden mit linearer Fugenmalerei und farbigen Eckquaderungen konnten durch rezente Befunde bestätigt werden (sichtbare Beispiele zeigen die Häuser Bäckerstraße 12, Kleeblattgasse 5, Tuchlauben 19, Stoß im Himmel 3). Beim Stephansdom wechselte außen und innen die gelbocker Steinfarbe (mit weißen Fugen) des 14. Jahrhunderts im 15. Jh. zu mittelgrauer (mit schwarzweißer Fugengliederung).¹⁰² Bei der Wiener Hofburg ließen sich die zeitbedingten Gesteinsmoden gut mit dem darauf folgenden Wechsel der Steinfarben korrelieren.¹⁰³ Von illusionistischen Fassadenmalereien des 15. und 16. Jahrhunderts sind nur wenige Reste überkommen (z.B. Bäckerstraße 12). Die *Darstellung der verkehrten Welt* auf dem sogenannten *Hasenhaus* (bis 1749 im Bereich Kärntnerstraße 8 – 10) wurde von Salomon Kleiner im damaligen Alterszustand dokumentiert (Wien Museum). Auf Ringstraßenbauten wurden figurale Fresko- und Sgraffitobilder wieder aufgenommen (Akademie der bildenden Künste, Kunsthistorisches Museum-Hof, Universität-Bibliothek).

Im 17. und 18. Jahrhundert bestimmten harmonisch ein- oder zweifarbige Kompositionen in „Steinfarben“ das Stadtbild, wie es Bernardo Bellottos Veduten von 1759/60 zeigen (im Kunsthistorischen Museum u.a.). Deren Darstellung konnte durch neuere Fassadenuntersuchungen voll bestätigt werden.¹⁰⁴ Dabei zeigte sich, dass die farbige Zurückhaltung der höfisch-noblen Vorbilder der Innenstadt auch den kleinen Bürgerhäusern in den Vorstädten als Vorbild diente (Beispiele in Wien VII., Spittelberg). (Abb. 20). Ab dem späten 18. Jahrhundert wurde klassizistische Monochromie in Weiß-

Grau- und Brauntönen beliebt, die im Biedermeier vorwiegend auf helles Ockergelb übergang. Als gelbbrauner Materialton setzt sich diese Farbgebung nach 1850 im Historismus bei Fassaden mit dem schon genannten Romanzement fort, der ebenso wie Sichtziegel- und Steinbauweise den Forderungen nach Materialgerechtigkeit entsprach, aber wesentlich kostengünstiger war. Das neue Interesse für die antike Polychromie führte vor allem bei Theophil Hansen und seiner Schule zu roten, blauen, gelben und goldenen Farbakzenten für bestimmte Formelemente (Hansen, Südflügel des Parlaments; Carl Titz, Klein-Palais, Dr-Karl-Lueger-Platz 2). (Abb.2).



Abb. 20: Wien VII., Gardegasse 7, Fassade um 1730, erste Farbfassung (= blaugrau-rosa „Rokokophase“), nach Befund restauriert 1973, Zustand 2011 (Foto M. Koller).

Um 1900 wurde die Kombination von Weiß und Gold von führenden Architekten bevorzugt (Otto Wagner, J.M.Olbrich); sie ist aber auch für Donaukanalbrücken oder das Glashaushaus im Burggarten belegt. Die Gemeindebauten der Zwischenkriegszeit orientierten sich an der expressiven Farbintensität, die Bruno Taut in Deutschland propagierte und die die Bauhausarchitekten fartheoretisch differenzierten. Dabei bevorzugte man durchgefärbte Zementputze mit rauer Oberfläche nach dem Terranova-Patent.¹⁰⁵

Nach 1945 wurden bis in die 1970er Jahre viele historische Fassaden purifiziert und verloren damit häufig ihre Proportionalität und ihr individuelles Gesicht. Gegen die resultierende bauliche Tristesse, aber auch wider die Materialdominanz in der modernen Architektur opponierte der Maler Hundertwasser mit seinem Manifest „Los von Loos“.¹⁰⁶ Der Synkretismus seiner überladenen Architekturen in „organischen“ Formen und mit Bepflanzungen wurde zwar ein Fixpunkt im Wiener Sightseeing (Hundertwasserhaus und –museum, 3,

Löwengasse 41-43), hat aber die Probe der Zeit in technischer und ästhetischer Hinsicht noch vor sich.

Das historische Stadtbild von Wien: Probleme und Perspektiven

Lebendige Großstädte wie Wien müssen heute mehr denn je das Gleichgewicht zwischen ihrem historischen Erbe, ihren gegenwärtigen Ansprüchen



Abb. 21: Wien I., Eßlinggasse 2-4, Zwillingshäuser 1871-73 von Julius Dörfel, links zerstörte Gliederung durch falsche Zweifarbigkeit ersetzt (Foto M. Koller 2012).

und den zukünftigen Perspektiven suchen und finden. Mit dieser Problematik waren zwar auch frühere Generationen konfrontiert, doch haben der Veränderungsdruck und die heutigen technischen Möglichkeiten so zugenommen, dass die Balance zu kippen droht und immer mehr bewusst gesetzte neue Brüche und Kontraste die gebaute Stadtgeschichte und ihre Einbettung in die vorgegebene Landschaft (Vitruv's natürliches Decorum) einseitig überformen. Dazu bestehen legitime Instrumente auf drei Ebenen:

1. Kommunale Bauordnung und städtische Schutzzonen (Städtisches Kulturamt),¹⁰⁷
2. Staatlicher Denkmalschutz (Behörde Bundesdenkmalamt) kraft Unterschutzstellung von Einzelobjekten mit historischer, künstlerischer oder kultureller Bedeutung von allgemeinem Interesse (2000 Bestand von 3199 Bauobjekten, seither laufend erweitert¹⁰⁸), aber mit geringer urbanistischer Ingerenz,
3. Internationaler UNESCO-Weltkulturerbe-Status für Schloss Schönbrunn (1997) und für die Wiener Innenstadt zusammen mit dem Belvedereareal (2001).¹⁰⁹ (Abb. 22).

Die Bewahrung des historischen Grundrisses und seiner räumlichen Gliederung mit den gelisteten Denkmalbauten steht an sich außer Diskussion. Die Maßnahmen zur Reduzierung des Autoverkehrs und Ausbau öffentlicher Verkehrsmittel ebenso wie die Schaffung von Fußgängerzonen mit teilweiser Wiederherstellung historischer Straßenmöblierung in dafür geeigneten Bereichen ergänzen positiv diese Haltung. Dazu kommt die in den letzten Jahrzehnten entwickelte historische Bauforschung für die



Abb. 22: Wien-Innenstadt, Kern- und Pufferzone des Unesco-Weltkulturerbes (nach Wehdorn u.a., Anm.46).

authentische Bewertung des Bestandes und die Erarbeitung objektiver Grundlagen für Schutz, Pflege sowie die kontrollierte Abwicklung von Restaurierprojekten durch entsprechende Fachleute.¹¹⁰ Vorbeugende Konservierung (*preventive conservation*) und systematische Nachkontrollen (*Monitoring*) sind aber noch zu wenig entwickelt.



Abb. 23: Wien 2, Taborstraße: Das linke Donaukanalufer wurde bei der Welterbezone vergessen (Fot. Koller 2009).

Die unversehrte Erhaltung historischer Bauwerke und ihrer Fassaden galt bis vor wenigen Jahrzehnten nur für vor 1850 entstandene Objekte. Aber 90 Prozent der städtischen Bausubstanz in Wien ist jüngeren Datums: Etwa 50 Prozent stammen aus der Gründerzeit (ca. 1850 – 1914) und die restlichen 40 Prozent aus den letzten 100 Jahren. Daraus ergibt sich die für eine Bewahrung des Stadtbildes unerlässliche Aufwertung der Perioden des Historismus, für die erst seit den 1970er Jahren auch die bau- und kunsthistorischen Grundlagen erarbeitet wurden.¹¹¹ (Abb. 21). Gleiches gilt für Bauten der klassischen Moderne von Loos und der Wagner-Schule, die Gemeindebauten der Zwischenkriegszeit und die qualitätvollen Werke des Wiederaufbaus nach 1945 und der folgenden Moderne bis Postmoderne. Denn selbst der Ringturm (Schottenring 30, von Erich Boltenstern 1953-55) bewahrte noch einen starken Bezug zum historischen Stadtbild und seinen Maßstäben, die erst seit dem Baugeschehen der 1980er Jahre mehrfach missachtet wurden und werden. (Abb.23). Ebenso seither datiert eine zweite Bedrohung der Authentizität im sogenannten „Fassadismus“, deren Ergebnis Albert Knoepfli treffend „Tapetenstadt“ nannte.¹¹² Dies fällt zwar im Stadtbild weniger auf, pervertiert aber die ganzheitliche Überlieferung und reduziert sie auf den Schein „alter“ Fassaden (z.B. Hochholzerhof, Tuchlauben 5; ehem. Grand-Hotel, Kärntner Ring 9). Eine weitere visuelle wie substantielle Veränderung bewirken die Dachaus- und aufbauten, deren teilweise bewusst dekonstruktivistischen Akzente nicht jedem Ort oder Objekt angemessen sind, auch wenn sie prominente Namen tragen (z.B. Hans Holleins Albertina-„Flügel“ von 2003). (vgl. Abb. 24). Aus kunsthistorischer Perspektive lässt sich dies entweder pragmatisch mit William Hogarths „variety“ als einem zentralen Schönheitsprinzip akzeptieren.¹¹³ Oder man muss sich nach architekturtheoretischer und baupraktischer Tradition Vitruv's eingangs erwähnte Erkenntnis zu Eigen machen, dass ein Verzicht auf (zu) viele Dekorationen (sowie modernistische Eitelkeiten) hilft, Geld zu sparen.



Abb. 24 Gustav Peichl, Karikatur „Mehr Flugdächer für Wien“ (Die Presse 2003).

- ¹ Kunstwerk Stadt. Österreichische Stadt- und Ortsdenkmale, hrsg. vom Bundesdenkmalamt, Redaktion Bernd Euler und Andreas Lehne, Salzburg und Wien 1988.
- ² Der Autor hielt hier den Eröffnungsvortrag über „The decorative in urban Vienna: Its Preservation“, publiziert in *Studies in Conservation*, 58/3, London 2013, S.157-175. Er erscheint an dieser Stelle in einer überarbeiteten Fassung erstmals auf Deutsch.
- ³ Vitruv, Zehn Bücher über Architektur, lateinisch-deutsche Ausgabe Darmstadt 1964.
- ⁴ Albert Knoepfli, Altstadt und Denkmalpflege. Ein Mahn- und Notizbuch, Sigmaringen 1975, bietet Essays aus der Lebenserfahrung dieses Schweizer Denkmalpflegers, die auch heute Nichts von ihrer Aktualität eingebüßt haben.
- ⁵ Hanno Walter Kruft, Geschichte der Architekturtheorie, München ²1991.
- ⁶ Joachim Ritter (Hrsg.), Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd.4, S.1167-76 und Bd. 6, S.1249-1310.
- ⁷ Alexander von Humboldt, Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung (Stuttgart1845-62), Neuausgabe Frankfurt am Main 2004.
- ⁸ Vitruv (zit. Anm. 3), Buch IV/1.
- ⁹ Vitruv, Buch I/1, 18.
- ¹⁰ Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin 1967 (20.Auflage), S.666.
- ¹¹ Vitruv (zit.Anm.3), Buch I/4, 6.
- ¹² Vitruv, Buch I/5,10, VI/143, 24.
- ¹³ Vitruv, Buch VII/173, 13.
- ¹⁴ Vitruv, Buch IV/88, 8.
- ¹⁵ Vitruv, Buch V/174, 2,5.
- ¹⁶ Vitruv, Buch IV/89, 90. Hermann Nohl, Index Vitruvianus, Darmstadt 1965, S.136, 82, 34.
- ¹⁷ Vitruv, Buch VII/118, 15.
- ¹⁸ Vitruv, Buch VII/166,2.
- ¹⁹ Vitruv, Buch II/11, 10-25.
- ²⁰ Vitruv, Buch VIII/151, 20.
- ²¹ Vitruv, Buch II, 13,23 – 14,11.
- ²² Günther Irmischer, Kleine Kunstgeschichte des europäischen Ornaments seit der frühen Neuzeit (1400-1900), Darmstadt 1984.
- ²³ Martina Kronberger (Hg.), Das römische Wien, Wien 2009 (Wien Museum – Außenstelle Römermuseum am Hohen Markt).
- ²⁴ Felix Czeike, Der Graben, Wien 1972 (Wiener Geschichtsbücher, hg. Peter Pötschner, Bd. 10), S.17.
- ²⁵ Elisabeth Lichtenberger, Die Wiener Altstadt. Von der mittelalterlichen Bürgerstadt zur City, Wien 1977. Richard Perger, Straßen, Türme, Basteien. Das Straßennetz der Wiener City mit seiner Entwicklung und seinen Namen. Ein Handbuch, Wien 1991 (Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte, hrsg. Felix Czeike, Band 22).
- ²⁶ M. Jeitler, Richard Kudriovskiy, Anna Mader-Kratky u.a., Wiener Stadt- und Burgbefestigung. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, LXIV, S.5-223.
- ²⁷ Max Eisler, Das barocke Wien, Wien 1925. Ausst. Kat. Das barocke Wien, Historisches Museum der Stadt Wien, Wien 1966.
- ²⁸ Hellmut Lorenz, Huberta Weigl (Hrsg.), Das barocke Wien. Die Kupferstiche von Joseph Emanuel Fischer von Erlach und Johann Adam Delsenbach (1719), Petersberg 2007.
- ²⁹ Peter Prange, Meisterwerke der Architekturvedute. Salomon Kleiner 1700-1761 zum 300. Geburtstag (Schriften des Salzburger Barockmuseums 24), Salzburg 2000.
- ³⁰ Manfred Koller, Die Architekturfarbe im historischen Stadtbild und heute: Freyung und Dr.-Ignaz-Seipel-Platz in Wien. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, LXV, 2011, S.414-436 - hier 416 ff.
- ³¹ Günter Dürriegl, Die Wiener Veduten von Schütz, Ziegler und Janscha im Verlag Artaria. In: Der Verlag Artaria. Wiener Veduten und Alltagsszenen, 72.Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien 1981, S.16-22, Kat. 1-58.
- ³² Renate Wagner-Rieger (Hg.), Die Wiener Ringstraße – Bild einer Epoche, 11. Bände, Wiesbaden 1969-1980. Inge Podbrecky, Rudolf von Eitelberger und die Ringstraße. In: Wiener Geschichtsblätter 57, S.89-106.
- ³³ Christa Veigl, Wiener Stadtbahn. Dorischer Stil überformt Eisenbahngotik. In: Wiener Geschichtsblätter, 60, 2005, S.38-57.
- ³⁴ Felix Czeike (Hg.), Wien in der liberalen Ära (Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte I), Wien 1978.
- ³⁵ Dieter Klein, Wiener Architektureinflüsse in den Städten der Donaumonarchie. In: Wiener Geschichtsblätter 63, S.31-63.
- ³⁶ Camillo Sitte, Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen mit besonderem Bezug auf Wien, Wien 1889.
- ³⁷ Wolfgang Braunfels, Stadtbaukunst in der Toskana, Berlin 1982 (5.Auflage).
- ³⁸ Stefan Schrammel, Architektur und Farbe in Venedig, 1866-1914, Berlin 1998.
- ³⁹ Richard Wolf, Hugo Schmid, Die Bauordnung für Wien, Wien 1930, S.167, § 87(Außere Gestaltung der Baulichkeiten).
- ⁴⁰ Eva Frodl-Kraft, Gefährdetes Erbe. Österreichs Denkmal-schutz und Denkmalpflege 1918-1945 im Prisma der Zeitgeschichte, Wien 1997 (Studien zu Denkmalschutz und Denkmalpflege Band XVI, hrsg. vom Bundesdenkmalamt).
- ⁴¹ Andreas Lehne (Hg.), Aus Trümmern wiedererstanden. Denkmalpflege 1945 bis 1955. Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, LVIII, 2004, Heft 3/4.
- ⁴² Hans Tietze, Alt-Wien in Wort und Bild, Wien 1924, S.11, 16.
- ⁴³ Günther Buchinger, Paul Mitchell, Doris Schön, Hausforschung in der Wiener Innenstadt. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, LVI, 2002, S.369-534.
- ⁴⁴ Renate Wagner-Rieger, Wiens Architektur im 19. Jahrhundert, Wien 1970, S.188-191.
- ⁴⁵ Wagner-Rieger (zit.Anm.44), S.81, Anm. 32.
- ⁴⁶ Manfred Wehdorn, Mario Schwarz, S. Hayder, Wien. Ein Stadtführer durch das Weltkulturerbe der Unesco, Wien 2004.
- ⁴⁷ Michael Kerbler, „Architektur ist der Knochen im Fleisch der Stadt“. Zur Architekturdebatte in Wien: Haas-Haus, Leseturm, Wien-Mitte. In: ORF-Lexikon für Österreich, Band 1, Mann-heim 2006, S.525-532.
- ⁴⁸ Harry Kühnel, Die materielle Kultur Wiens im Mittelalter. In: Wien im Mittelalter, Wien 1975 (41.Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien), S.29-45.
- ⁴⁹ Kühnel (zit.Anm.48), S.30.
- ⁵⁰ Hans Tietze, Wien. Kunst, Kultur, Geschichte, Wien 1931, S.176, Tafel 13-15.
- ⁵¹ Arthur Rosenauer (Hg.), Bau- und Funktionsgeschichte der Hofburg, 5 Bände, Wien 2012-14; Manfred Koller, Die Fassaden der Wiener Hofburg. Erforschung und Restaurierung 1987-1997. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, LI, 1997, S.494-536, hier S.535 f., Anm.672-674.
- ⁵² Klaus Jan Philipp, Reclam Handbuch der Architektur, Stuttgart 2006, S.271.
- ⁵³ Tietze (wie Anm.50), S.393. Karl Mang, Eva Mang-Frimmel, Kommunaler Wohnbau in Wien. Aufbruch 1923-1934, und Ausstrahlung. Ausst.Kat. Wien (1980).
- ⁵⁴ Richard Perger, Der Hohe Markt, Wien 1970 (Wiener Geschichtsbücher, Band 3, hrsg. Peter Pötschner).
- ⁵⁵ Friedrich Polleross, „Pro Deo et Pro Popolo“. Die barocke Stadt als Gedächtniskunstwerk am Beispiel von Wien und Salzburg. In: Barockberichte, 18/19, Salzburg 1998, S.149-168.
- ⁵⁶ Gerhard Kapner, Die Denkmäler der Wiener Ringstraße, Wien 1969.
- ⁵⁷ Manfred Koller, Zur Geschichte und Gegenwart der Metallrestaurierung in Österreich. In: Martina Griesser-Stermschegg, Gabriela Krist (Hg.), Metallkonservierung, Metallrestaurierung. Geschichte, Methode, Praxis, Wien 2009, S.25-56.
- ⁵⁸ Dürriegl (zit.Anm.31).
- ⁵⁹ Werner Telesko (Hrsg.), Die Wiener Hofburg 1835-1918. Der Ausbau der Residenz vom Vormärz bis zum Ende des „Kaiserforums“, Wien 2012.
- ⁶⁰ M. Masanz, M. Nagl, Ringstraßenallee. Von der Freiheit zur Ordnung vor den Toren Wiens, Wien 1996 (Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 30).
- ⁶¹ E. Blau, M. Platzer (Hrsg.), Mythos Großstadt. Architektur und Stadtbaukunst in Zentraleuropa 1890-1937, München 1999.
- ⁶² Renate Kassal-Mikula, Vera Purtscher, Peter Haiko, Jan Tabor, Das ungebraute Wien. Projekte für die Metropole 1800-2000, Wien 1999 (Ausst. Kat. Historisches Museum der Stadt Wien).
- ⁶³ Ludwig Hevesi, Altwien-Neuwien. In: L. H., Altkunst-Neukunst, Wien 1894-1908, Wien 1909, S.176-181. Hans Tietze, Stadtregulierungsfragen im alten Wien. In: Jahrbuch der k.k. Zentral-Kommission, VIII, Wien 1909, Beiblatt. Wladimir S. Zaloziucky, Wiener Straßenregulierung. In: Mitteilungen der

k.k.Zentral-Kommission für Denkmalpflege, XIII, Wien 2014, S.249-255.

⁶⁴ Hans Tietze, Das Wiener Stadtbild. Flugschriften des Vereins zum Schutze und zur Erhaltung der Kunstdenkmäler Wiens und Niederösterreichs IV. Wien 1910, Abb. auf S.12 und 15.

⁶⁵ Kühnel (zit.Anm. 48), S.29-45, hier S.33.

⁶⁶ Martin Paul, Technischer Führer durch Wien, Wien 1910, S.128.

⁶⁷ Allgemeine Bauzeitung, hrsg. von Ludwig Förster, 17, 1852, S.1-2, Tafel 1.

⁶⁸ Manfred Wehdorn, Die Bautechnik der Wiener Ringstraße. In: Wagner-Rieger (zit.Anm.32), Band XI, Wiesbaden 1979. Dehio-Handbuch der Kunstdenkmäler Österreichs, Wien 1. Bezirk-Innere Stadt, (hg. Bundesdenkmalamt), Horn 2003, S.963f.

⁶⁹ Martin Kupf, Die neue Beleuchtung im Volksgarten und auf dem Heldenplatz. In: Steine sprechen, 108, Wien 1997, S.4-19.

⁷⁰ Manfred Koller, Die Fassaden der Wiener Hofburg. Erforschung und Restaurierung 1987-1997. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, LI, 1997, S.494-536, hier S.535 f., Anm.672-674.

⁷¹ Buchinger u.a. (zit.Anm.43), S.480.

⁷² Manfred Wehdorn, Ute Georgeacopol-Winischhofer, Die Baudenkmäler der Industrie und Technik in Österreich, Bd. 1, Wien 1984, S.4 f.

⁷³ Dokumentation auf der Originaldeckung 1984 durch Manfred Koller, Rekonstruktion auf der erneuerten Kupferdeckung 2002 durch Gerhard Seebach.

⁷⁴ Otto Kapfinger, Adolf Krischanitz, General Restoration 1985/86: The Conception of the Renewal. In: S. Koppensteiner (Hrsg.), Sezession: Die Architektur, Wien 2003, S.116-134.

⁷⁵ Der Zinkguss gelangte um 1840 von Berlin auch nach Wien: Friedrich Kobler, Figürlicher Zinkguss in Österreich im 19. Jahrhundert. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, XLVII, 1993, S.158-165.

⁷⁶ Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege LXII, 2008, S.454.

⁷⁷ Renate Holzschuh-Hofer, Susanne Beseler, Nobles Grau-Gold. Bauforschung am Schweizerzertor in der Wiener Hofburg. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, LXII, 2008, S.643-670, hier S.650.

⁷⁸ Braunfels (zit.Anm.37). Paul-Henry Boerlin u.a., Fassade. In: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, Band VII, München 1981, Sp.536-690.

⁷⁹ Kronberger (zit.Anm.22); Paul Mitchell, Die Hofburg als Festung (13.-16.Jahrhundert). In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, LXIV, 2010, S.35-44.

⁸⁰ Andreas Lehne, Architectural Surfaces in Vienna at the Turn of the Century. In: Gabriela Krist, Karl Neubarth (Hrsg.), Architectural Surfaces: Conservation and Restoration of plastered Facades, Wien 1999 (Arbeitshefte zur Baudenkmalpflege/Kartause Mauerbach), S.40-57.

⁸¹ Hermann Czech, Wolfgang Mistelbauer, Das Looshaus, Wien 1976.

⁸² August Sarnitz, Adolf Loos (1870-1933), Köln 2003, S.84-89.

⁸³ Krufft (zit. Anm.5), S.420.

⁸⁴ Bernhard Stoloff, Die Affäre Ledoux. Autopsie eines Mythos, Braunschweig 1983, S.108.

⁸⁵ Charlotte Ziegler, Tendencies in Cultural Criticism after 1100 and around 1900. In: Praise no less than Charity. Studies in Honour of Chrysogonus Waddell, Monk of Gethsemani Abbey, ed. by E.R.Elder, Kalamazoo, Michigan 2002 (Cistercian Publications 193), S. 197-218.

⁸⁶ Koller (zit. Anm.59), S.530-32, Abb.654, 662.

⁸⁷ Ludwig Förster, Über die venezianische Marmortünche oder den Marmorin. In: Allgemeine Bauzeitung I, Wien 1836, S.183-84. Manfred Koller, Architektur und Farbe. Zu ihrer Geschichte, Untersuchung und Restaurierung. In: Maltechnik restauro 1975/3, S.177-198 (Befund Stadtbahn).

⁸⁸ Otto Kapfinger, Haus Wittgenstein. Eine Dokumentation, Wien 1984.

⁸⁹ Vgl. Christa Veigl, Ornamente für die Ewigkeit. In: Wiener Geschichtsblätter 64/1, 2009, S. 18-55. Manfred Koller Fassaden des Historismus. Internationale Kooperation zu ihrer Erforschung und Restaurierung. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege LXVI, 2012, S. 209-213. Siehe auch www.rocure.eu.

⁹⁰ Wolfgang Baatz u.a., Das Palais Epstein. Geschichte, Restaurierung, Umbau, Wien 2005.

⁹¹ Carl Pruscha (Hrsg.), Das Semper-Depot. Die Adaptierung des Semper'schen Kulissendepots zum Atelierhaus der Bildenden Künste, München 1997. Wikipedia: Semperdepot (Zugriff am 7.4.2014).

⁹² Wolfgang Baatz u.a., Das Palais Epstein. Geschichte, Restaurierung, Umbau, Wien 2005.

⁹³ Carl Pruscha (Hrsg.), Das Semper-Depot. Die Adaptierung des Semper'schen Kulissendepots zum Atelierhaus der Bildenden Künste, München 1997. Wikipedia: Semperdepot (Zugriff am 7.4.2014).

⁹⁴ Siehe Wehdorn (zit.Anm.68) – der Baustoffkonzern ist heute weltweit aktiv: www.wienerberger.at.

⁹⁵ Wagner-Rieger (zit.Anm.44), S.188-191.

⁹⁶ Owen Jones, The Grammar of Ornaments, London 1856 – siehe www.mak.at/bibliothek.

⁹⁷ „Erzeugnisse der kais.kön.privilegierten Thonwaren- und Bau-Ornamente-Fabrik des Heinrich Drasche in Inzersdorf am Wiener-Berg aus dem anerkannt besten Thon-Materiale in rother oder gelber steinähnlicher Farbe. Auf Verlangen auch aus Gyps- oder Cementmasse angefertigt“. Musterkatalog Wien 1861.

⁹⁸ Otto Wagner, Moderne Architektur, Wien 1895, 4.Auflage unter dem Titel: Die Baukunst unserer Zeit, reprint Wien 1979.

⁹⁹ Andreas Lehne, Wiener Warenhäuser, Wien 1990.

¹⁰⁰ Von den Restaurierwerkstätten des Bundesdenkmalamtes wurde seit 1967 ein systematisches Untersuchungs- und Probenarchiv angelegt und für aktuelle Restaurierfälle ausgewertet: Manfred Koller, Architekturpolychromie und Denkmalpflege. Untersuchungen von 1967 - 1976. In: Steine sprechen Nr. 54, Juni 1977, S. 1 - 7.

¹⁰¹ Manfred Koller, „Steinfarbe“ und „Ziegelfarbe“ in der Architektur und Skulptur vom 13. bis 19. Jahrhundert. In: Restauro2003, Hefte 1-3, S.32-39, 123-129, 188-193.

¹⁰² Manfred Koller, „Diese Farbenkruste wurde hinweggeräumt“. Die einstigen Farben des Wiener Stephansdoms. In: Restauro 2/2004, S.118-125.

¹⁰³ Koller (zit.Anm.30), S.428-32.

¹⁰⁴ Koller (zit.Anm.30), S.414-436.

¹⁰⁵ Dieter Klein, Effective Use of Render Materials in Turn-of-the-Century Munich Architecture. In: Gabriela Krist, Karl Neubarth (Hrsg.), Conservation and Restoration of plastered Facades, Wien 1999, S.24-39.

¹⁰⁶ Friedensreich Hundertwasser, Schöne Wege. Gedanken über Kunst und Leben, München 1983, S.174-179.

¹⁰⁷ Dieter Pal, Manfred Wehdorn, Schutzzonen in Wien. Rückblick und Perspektiven. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, XLVI, 1992, S.173-181.

¹⁰⁸ Siehe Website www.bda.at/denkmalverzeichnis

¹⁰⁹ Wehdorn, Schwarz, Hayder (zit.Anm.46), Fig. 5.

¹¹⁰ Thaddäus Kubec, Praktische Denkmalpflege aus der Sicht der Bauverwaltung, In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, XLVI, 1992, S.181-184. Karl Zimmel, Bundeshochbau und Denkmalpflege. Ebenda, S.188.

¹¹¹ Wagner-Rieger (zit.Anm.32 und 44).

¹¹² Knoepfli (zit.Anm.4), S.50 ff.

¹¹³ William Hogarth, Analysis of Beauty, London 1753

Univ.-Doz. Mag. Dr. Manfred Koller
Restaurator und Kunsthistoriker
Schwechat – Wien
manfred.koller@kabsi.at

Flächenwidmung, Schutzzonen etc.

Markus Landerer

Ein großes Betätigungsfeld für engagierte Denkmalschützer stellen die Änderungen der Flächenwidmungs- und Bebauungspläne dar. Sie erfolgen meist unbemerkt von der breiten Öffentlichkeit und haben große Auswirkungen, deren sich die Bevölkerung oft gar nicht bewusst ist. Das Thema erfährt auch nur wenig Publizität, vielleicht WEIL es so wichtig ist und oft mitentscheidet über Abriss oder Erhalt historischer Bauten.

In Wien sind Vereinen und Nichtregierungsorganisationen (NGOs) vom Gesetzgeber leider kaum Rechte in Angelegenheiten des Denkmalschutzes und der Altstadterhaltung eingeräumt, somit bleibt meist nur der Weg, mit Presseaussendungen an die Öffentlichkeit zu gehen und mit verantwortlichen Politikern oder Eigentümern in einen (unverbindlichen) Dialog zu treten. Im Gegensatz dazu haben Bürger und NGOs bei Flächenwidmungen ein Anhörungsrecht, und ihre Stellungnahmen müssen im Zuge der politischen Entscheidungsfindung bei Flächenwidmungsänderungen behandelt werden.

Weiters ist dies eine der ganz wenigen Möglichkeiten, sich quasi prophylaktisch in Denkmalangelegenheiten einzubringen. Im Flächenwidmungs- und Bebauungsplan, der von der Wiener Bauordnung geregelt wird, werden die Bauhöhen und Bauflächen von Grundstücken festgelegt: Wie hoch und dicht darf ein Grundstück verbaut werden, wo am Grundstück darf ein Haus stehen? Seit 1972 gibt es in Wien zusätzlich die Möglichkeit, Schutzzonen im Flächenwidmungsplan festzulegen

Wie kam es zur Schaffung dieser Schutzzonen?

Nach den vielen Abbrüchen der Wirtschaftswunderzeit, man denke nur an die berühmte Rauchfangkehrerkirche (1965) und an den Abriss von Otto Wagners Stadtbahnstation Meidling (1968), wurde in Reaktion auf die zunehmenden Widerstände in der Bevölkerung und das geringere Wirtschaftswachstum 1972 in Wien das erste Schutzzonengesetz als Teil der Wiener Bauordnung verabschiedet. Man nannte es *Altstadterhaltungs-*

novelle und seine Bestimmungen waren auf den Schutz historischer Stadtviertel ausgerichtet.

Schutzzonen sind im Flächenwidmungs- und Bebauungsplan ausgewiesene Zonen, die „wegen ihres örtlichen Stadtbildes in ihrem äußeren Erscheinungsbild erhaltenswürdige Gebiete“ darstellen (§ 7 Wiener Bauordnung); Abbildung Schutzzonenplan Wien), Gleichzeitig mit dem Schutzzonengesetz wurde im Jahr 1972 der Wiener Altstadterhaltungsfonds gegründet. Der Fonds übernimmt bei Restaurierungen historisch wertvoller Bauten – unabhängig von den Besitzverhältnissen – die denkmalpflegerischen Mehrkosten.

Die Wiener Altstadterhaltung stellt im Rückblick leider eher eine bloß kurzfristige Reaktion auf einen internationalen Trend dar. Von einem authentischen längerfristiges Anliegen der Stadtregierung kann nicht gesprochen werden – eher von einem ungeliebten Kind. Ihre Verankerung im Rahmen der umfangreichen Wiener Bauordnung führte auch dazu, dass die zahlreichen Änderungen dieser sensiblen Materie zu Lasten der ursprünglichen Intentionen nahezu unbemerkt bleiben würden.

Neben dem Instrument der Schutzzone, deren Schutz vorrangig auf die Fassade und nicht auf das Gebäudeinnere abzielt, gibt es seitens des Staates, also auf Bundesebene, die Einrichtung des Bundesdenkmalamtes. Für Wien zuständig ist im Rahmen dieser Behörde das Landeskonservatorat für Wien, welches nicht nur die Fassaden stärker vor Eingriffen schützen, sondern auch die Erhaltung des Gebäudeinneren (samt Ausstattung) vorschreiben kann. Auch der in den letzten Jahren bemerkbaren Höhenentwicklung von Dachausbauten kann, abgesehen vom Bebauungsplan, durch das Denkmalamt prinzipiell besser Einhalt geboten werden als mit Hilfe der Schutzzonenbestimmungen.

In Wien ist freilich ein großer Nachholbedarf an Unterschutzstellungen nach dem Denkmalschutzgesetz festzustellen. Dies liegt auch daran, dass das Bundesdenkmalamt nicht nur finanziell, sondern auch personell seit vielen Jahren ausgehungert wird,

was auch der Rechnungshof in seinem letzten Bericht über das Denkmalamt 1994 kritisiert hat.

1996 wurden zudem die Dachausbauten durch die Liberalisierung der Wiener Bauordnung erleichtert (§ 60 u. 85). Zuvor schon hat man 1987 die Agenden für Schutzzonen vom Kulturamt zur Magistratsabteilung 19 (*Architektur und Stadtgestaltung*) übersiedelt. Zeitgleich wurden jene Bestimmungen der Bauordnung gestrichen, welche nur zurückhaltende Neu- und Ausbauten zuließen (§ 85 Abs.5). In den letzten Jahren gab es außerdem Umstrukturierungen in der Magistratsabteilung 19, sodass sukzessive die Trennung der Referate für Begutachtungen nach *Schutzzonen* und *außerhalb von Schutzzonen* aufgelöst wurde. Somit haben sich die Wertigkeiten der Wiener Schutzzonen innerhalb weniger Jahrzehnte gänzlich zuungunsten der historischen Bauten verschoben. Wichtig ist die nach § 129 Abs. 2 (bzw. 5) der Wiener Bauordnung gültige Bestimmung, dass der Eigentümer dafür zu sorgen hat, die Gebäude *in gutem, der Baubewilligung und den Vorschriften dieser Bauordnung entsprechenden Zustand zu erhalten*. Leider kann ein effektives Eingreifen der Behörde im Allgemeinen nicht festgestellt werden. Zu oft wird diese Vorschrift nicht eingehalten, sodass als Resultat – nach Jahren geplanter oder ungeplanter Verwahrlosung nicht selten die Abbruchbewilligung erteilt wird. Als ganz aktuelle Beispiele für zwar seitens der MA 19 als *erhaltenswert* beurteilte, aber zum Abbruch freigegebene Gebäude sind zwei Häuser in der Leopoldstadt zu nennen. Dies geschah, weil die Eigentümer (durch von ihnen beigebrachte Gutachten) den Nachweis der *technischen* bzw. *wirtschaftlichen* Abbruchreife erbrachten. (Karmelitergasse 3, Große Sperlgasse 14) (§ 60 Abs. 1 lit. d). Die Richtigkeit dieser Entscheidungen erscheint zweifelhaft. Nach der Bauordnung sind nämlich bei der *technischen Abbruchreife* zwei Kriterien zu erfüllen: *Abbruchreife in technischer Hinsicht* und, dass *das Gebäude nach Instandsetzung technisch als ein anderes angesehen werden muss*. Bei der Beurteilung des Gutachtens, das die technische Abbruchreife im Fall Sigmundgasse 5 bescheinigen sollte, kam der Denkmalbeirat 2006 zu kritischen Schlussfolgerungen bezüglich des “Stils“ des Gutachtens :

Somit vermitteln die Schutzzonen zwar vom Namen her den Eindruck, als ob hier die Bauten vor Abbrüchen und dem Ortsbild abträglichen Veränderungen geschützt würden. Aber dies ist leider nicht wirklich der Fall. Erhellend ist hier die

offizielle Mitteilung des Magistrats der Stadt Wien vom 28. Oktober 2010 wonach *bislang* im betreffenden Jahr *nach entsprechend strenger Prüfung* in elf Fällen für Objekte in Schutzzonen eine Abbruchbewilligung erteilt wurde. [Es handelt sich um die Objekte Wien 2., Karmelitergasse 3, Wien 7., Neustiftgasse 7, Wien 7., Spittelberggasse 10 (Teilabbruch), Wien 12., Schöglgasse 13, Wien 13., Firmiangasse 21, Wien 13., Firmiangasse 41, Wien 14., Hauptstraße 55, Wien 15., Storchengasse 21, Wien 21., Langenzersdorfer Straße 28, (Stallgebäude), Wien 21., Leopoldauer Platz 27 (Teilabbruch Betriebsgebäude), Wien 21., Ohmgasse 300 (Scheune)].

Außerhalb von Schutzzonen ist die Gefahr des Abrisses noch größer. Am 27. Dezember 2001, gerade am ersten Werktag nach den Weihnachtsfeiertagen, fuhren etwa in der Schlossgasse 5 die Bagger auf und zerstörten den Großteil eines klassizistischen Vorstadthauses aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Das Bundesdenkmalamt, das vor Monaten ein Denkmalschutz-Verfahren eingeleitet hatte, kam nun um Tage zu spät. Als der Bagger auffuhr, alarmierte eine aufmerksame Anrainerin das Denkmalamt, das nun - aufgrund von *Gefahr in Verzug* - rasch handelte und eine sofortige (provisorische) Unterschutzstellung aussprach (Mandatsbescheid). Bis dieser Bescheid jedoch bei der Baubehörde einlangte, war es um den Großteil des Doppelhauses bereits geschehen.

Auch die Schutzzonenbestimmungen werden allerdings zum Teil als so lästig angesehen, dass dieses Instrument immer stärker eingeengt wird. Abbruchbewilligungen sind beispielsweise seit der 1997 erfolgten Liberalisierung der Wiener Bauordnung nur noch in Schutzzonen erforderlich. Der Flächenwidmungsplan, der im Gemeinderat beschlossen wird und ganz wesentlich den Wert eines Grundstücks mit bestimmt, kann historische Gebäude in Schutzzonen akut gefährden, wenn laut Flächenwidmungsplan an diesem Platz viel höher gebaut werden könnte. Wenn ein durch Schutzzone oder Denkmalschutz geschütztes Haus einem Neubau im Wege steht, ist die Motivation hoch, solch wertvolle Gebäude zu beseitigen. Die Alternative einer Aufstockung mag schwer möglich oder unerwünscht sein. Der Abriss wird dann entweder durch Vorlage von Gutachten, die die *Abbruchreife* bescheinigen, erwirkt - dann dürfen auch historisch wertvolle Gebäude in Schutzzonen abgerissen werden - oder es passiert ein *versehentlicher*

Unglücksfall, etwa ein Brand. Entspricht die Widmung genau dem Bestand des Hauses, sodass kein Quadratmetergewinn an Nutzfläche und damit kein Immobiliengewinn erzielt werden kann, wäre mit einem größeren Interesse der Eigentümer an seinem Erhalt zu rechnen. Ein Problem bliebe allerdings trotzdem bestehen: Die zu geringen Entlastungen und Förderungen für Eigentümer, die historische Bauten im Sinne des *öffentlichen Interesses* erhalten. Einige Beispiele sollen in der Folge diese Problematik erläutern.

Klimt-Villa Areal: Schutzzone versus Baudichte

1998 konnte eine örtliche Bürgerinitiative nachweisen, dass sich im Erdgeschoß der Villa Werner in Hietzing (Feldmühlgasse 11) einst Gustav Klimts letztes Atelier befunden hat. In der Folge gründete sich 1999 der Verein Gedenkstätte Gustav Klimt, und der Wiener Gemeinderat widmete im gleichen Jahr das auch *Klimt-Villa* genannte Bauwerk als Schutzzone. Ein Jahr später hat man auch das für das Ensemble der *Klimt-Villa* so wichtige ebenerdige Nachbarhaus aus der Spätbiedermeierzeit in die Schutzzone aufgenommen. Dabei handelte es sich um eines der letzten noch original erhaltenen Häuser im ehemaligen Garten des berühmten Jugendstilmalers, es sah fast genauso aus wie Klimts Gartenhaus 1923. Leider hat man bei der Widmung im Jahr 2000 darauf "vergessen", auch die Bauhöhen und –flächen der Widmung exakt dem Bestand anzupassen. So stand nun ein ebenerdiges Haus in einer Schutzzone, dessen Widmung eine viel größere Verbauung zuließ. So kam es, wie es kommen musste. Zu Beginn der Sommerferien 2002 wurde das Biedermeierhaus illegal abgerissen und in Folge durch einen 3- bis 4geschoßigen Neubau ersetzt. Eine solche "Verwertung" droht nun erneut. Im Frühjahr 2013 sind wieder magistratsinterne Umwidmungspläne (*Gründruck*) bekannt geworden, die Schlimmes für das Areal befürchten lassen. Der Klimt-Verein hat daraufhin gemeinsam mit der Initiative Denkmalschutz einen Appell an die zuständigen Behörden und Politiker gerichtet, der einiges bewirkt hat: Im aktuellen Planentwurf im Rahmen der öffentlichen Auflage (*Rotdruck*) sind die schlimmsten Widmungen abgewendet. Weitere Wachsamkeit tut freilich Not, bis zum Beschluss im Gemeinderat kann noch vieles geschehen.

Columbushof oder Einkaufszentrum?

Eines der bedeutendsten historistischen Wohnhäuser in Favoriten ist der Columbushof. Das sehr gut erhaltene und repräsentative Zinshaus am Columbusplatz 6 wurde 1892 von den Architekten Josef und Anton Drexler erbaut und weist ein ungewöhnlich reiches Dekor auf. Im Obergeschoß zeigen Fassadenmalereien Bacchus und eine Figur in mittelalterlicher Tracht. In der Mitte des Gebäudes befinden sich vergoldete Reliefmedaillons, die Columbus und den englischen Seefahrer Francis Drake darstellen. Weiters befinden sich auf der Fassade ein Bauherrenmonogramm, barockisierende Balkongitter und ein Schmiedeeisentor, das von einem Hermenportal gerahmt wird.

Im Frühjahr 2013 dieses Jahres erfolgte die öffentliche Auflage zur Änderung der Flächenwidmung. Im Zuge unserer Befassung mit dem Planentwurf mussten wir feststellen, dass der Columbushof nicht unter Denkmalschutz steht, sich in keiner Schutzzone befindet und im neuen Planentwurf auch keine vorgesehen ist. Im Gegenteil: Geplant ist für dieses Objekt eine Einkaufszentrumswidmung! Wenn diese Widmung beschlossen werden sollte und der Eigentümer, wie es dem heutigen kommerziellen Denken entspricht, die Gewinnmaximierung anstrebt, dann ist dieses Baujuwel akut vom Abbruch bedroht oder wenigstens durch starke Eingriffe gefährdet.

Verkleinerungen von Schutzzonen

Neben den angeführten Beispielen gibt es noch eine weitere Möglichkeit, Häuser in Schutzzonen legal abzubauen: indem nämlich die Politik Häuser einfach aus der Schutzzone entlässt. So geschehen beispielsweise 2011 in der Lindengasse 62 im Bezirk Neubau.

Dem zweigeschoßigen Fabriksgebäude aus der Zwischenkriegszeit wurde von der Magistratsabteilung 19 aus nicht nachvollziehbaren Gründen plötzlich eine *nicht gegebene Schutzwürdigkeit* attestiert, und das am Rande einer Schutzzone liegende Gebäude wurde aus derselben entlassen. Danach konnte die *BUWOG – Lindengasse 62 GmbH* aktiv werden und das Areal gemäß ihrer Tätigkeitsbeschreibung mit höheren, viel gewinnbringenderen Bauten "verwerten".

Die Schutzzone im Ortskern von Atzgersdorf im Bezirk Liesing wurde mittlerweile schon zweimal

verkleinert, zuletzt 2012. Da ging es darum, weitere Häuser in der Breitenfurter Straße und Hintertrakte des Kirchenplatzes abreißen zu können. Entsprechende Stellungnahmen der Initiative Denkmalschutz haben in diesem Fall leider nichts bewirkt. Jedoch konnten wir das Bundesdenkmalamt vom geplanten Projekt der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte und Bauträger WVG frühzeitig verständigen, sodass in Folge das Haus Kirchenplatz 6 mit Plattenstilfassade aus dem Ende des 18. Jahrhunderts unter Denkmalschutz gestellt wurde.

Die Bedeutung des Fachbeirates

Der Fachbeirat für Stadtplanung und Stadtgestaltung begutachtet im Vorfeld der öffentlichen Auflage alle Entwürfe zu den Flächenwidmungsplänen. Dieser 12köpfige Beirat besteht unter anderem aus einem *Experten auf dem Gebiet des Denkmalwesens*, zumeist einem Mitarbeiter im Bundesdenkmalamt. Seit 2011 hat diese Funktion der Landeskonservator für Wien inne. Leider ist in den Stellungnahmen dieses Fachbeirates kaum jemals Kritik in Bezug auf das Denkmalwesen geübt worden. So wurde 2012 der gesamte nördliche Teil des Bezirks Meidling, das Grätzel Gaudenzdorf, in einem Planentwurf zum Komplettabriss seitens der Stadt Wien freigegeben (keine Schutzzonenwidmung). Die Initiative Denkmalschutz zeigte sich schockiert, da sich in diesem Gebiet viele historisch wertvolle Häuser aus dem Biedermeier bis zum Jugendstil erhalten haben, und fragte in einer Presseaussendung: Soll nur der Zufall entscheiden, was vom historischen Gaudenzdorf in 20 Jahren noch erhalten sein wird?

Leider hat auch hier der Fachbeirat den Entwurf *zur Kenntnis genommen*, und der Vertreter des Denkmalamtes, der hier explizit nicht das Denkmalamt vertritt, sondern das *Denkmalwesen*, ist stumm geblieben. Das ist Wasser auf die Mühlen der Magistratsabteilung 21, die die Flächenwidmungspläne ausarbeitet. Sie sieht keine Gründe, von ihren geringen Rücksichten auf den Denkmalbestand abzuweichen. Seit Gründung der Initiative Denkmalschutz im Jahr 2008 hat diese dutzende Stellungnahmen zu Flächenwidmungsänderungen abgegeben. Sehr oft wird uns jedoch das Gefühl vermittelt, dass wir unsere Stellungnahmen nur "für den Mistkübel" produzieren. Das fängt schon damit an, dass die Bezirke, die die Flächenwidmungen zwar nicht beschließen, deren Stellungnahmen jedoch wesentlichen Einfluss auf den endgültigen Beschluss im Gemeinderat haben, kein wirkliches Interesse an

den Stellungnahmen der Bezirksbürger und NGOs zu haben scheinen. Gar nicht selten kommt es nämlich vor, dass der Bezirk seine Stellungnahme vor Ende der öffentlichen Auflagefrist abgibt, also zu einem Zeitpunkt, wo noch nicht einmal alle Stellungnahmen der Bürger bekannt sein können! Im Bewusstsein dieser Problematik sehen wir uns gezwungen, möglichst rasch mit den örtlichen Bezirkspolitikern Kontakt aufzunehmen und laden diese auch immer wieder ein, mit uns gemeinsam die Plangebiete zu begehen. Das hat zuweilen Verwunderung und neue Einsichten selbst bei stellvertretenden Vorsitzenden von Bauausschüssen bewirkt. Nach dem Motto: Steter Tropfen höhlt den Stein vertreten wir deshalb weiterhin die Auffassung: Das Thema Flächenwidmung ist zu wichtig, um es denn beamteten Experten und den ökonomischen Interessenten zu überlassen.

Markus Landerer
ist Obmann des Vereins
Initiative Denkmalschutz
markus@landerer.at



Schöne Freiraumgestaltung

Mit Pflastersteinen von Weissenböck gestalten Sie Plätze individuell und ansprechend, wie z.B. mit Rialta Grande antik den Rosengarten in Kirchschatz – 2009 als schönster Platz in NÖ ausgezeichnet – oder mit Tegula classic vor einem denkmalgeschützten Haus in Leobersdorf.

Katalog anfordern
unter www.steine.at
oder Tel. 02635/701

 **Weissenböck**
Steine zum Wohlfühlen

50 Jahre „Charta von Venedig“

Christoph Freyer



Abb.: Venedig, Isola di San Giorgio (Foto: NAU KOFI, CC-BY-SA-3.0/Wikimedia Commons).

Im Jahr 2014 jährt sich die Unterzeichnung der „*Charta von Venedig*“ zum 50. Mal. Doch warum wird jetzt so ein Aufsehen um dieses Dokument gemacht? Was bedeutet dieser 1964 entstandene, wohl wichtigste denkmalpflegerische Text des 20. Jahrhunderts?¹

Um das zu klären ist ein kurzer Rückgriff in der Geschichte notwendig: Vom 25.-31. Mai 1964 wurde der „*2. Internationale Kongress der Architekten und Denkmalpfleger*“ auf der Isola di San Giorgio in Venedig abgehalten. Im Rahmen dieses Kongresses kam es zur Abfassung eines relativ kurzen, aber für die Denkmalpflege umso bedeutungsvolleren Textes. Wie sich später herausstellte, sollte dieses Dokument für die weitere Entwicklung der Denkmalpflege richtungsgebend werden.

Der Charta von Venedig ging bereits die 1931 verfasste und nach ihrem Konferenzort benannte Resolution „*Charta von Athen*“ voraus, welche grundlegende denkmalpflegerische Bestimmungen enthielt.

Sie beschäftigte sich vor allem mit der Restaurierung von historischen Denkmälern. 33 Jahre später, in der Mitte der 1960er Jahre, nachdem die Kriegsschäden aus dem Zweiten Weltkrieg großteils beseitigt waren und der Wiederaufbau weitgehend abgeschlossen war, ging es darum eine Konvention im Umgang mit Denkmälern festzulegen. Zu dieser Zeit wurden nicht nur die Städte umgebaut, auch am Land begann man bereits in die dörflichen Strukturen einzugreifen. So wiesen umsichtige Architekten bereits in den 1960er-Jahren auf die unwiederbringlichen Verluste durch die Veränderung der typischen ländlichen Architektur und deren hohen Wert hin. In Österreich waren das beispielsweise Anfang der 1960er Jahre Roland Rainer und etwas später Ernst Hiesmayr oder Ferdinand Kitt.

Aber was ist das Besondere an der mittlerweile durch zahlreiche Übereinkünfte ergänzten, modernisierten und den Bedürfnissen immer wieder angepassten „*Charta von Venedig*“? Sie umfasst folgende Bereiche: Definition des Denkmalsbegriffes, Zielsetzung, Erhaltung, Restaurierung,

Denkmalbereich, Ausgrabungen sowie Dokumentation und Publikation.²

Einer der wichtigsten Punkte liegt bereits in der Definition des Denkmalbegriffes. Hier ist nicht mehr nur das Einzeldenkmal, sondern auch der Denkmalbereich vorgesehen. Es wird erstmals nicht nur auf das unermesslich wertvolle Einzelwerk hingewiesen, sondern auch auf das Werk, das in Bezug zu seiner Umgebung steht. Außerdem bezieht sich der Denkmalbegriff „nicht nur auf große künstlerische Schöpfungen, sondern auch auf bescheidene Werke, die im Lauf der Zeit eine kulturelle Bedeutung bekommen haben“.³

Artikel 5 bemerkt, dass die Erhaltung von Denkmalen durch eine der Gesellschaft nützliche Funktion begünstigt wird. Explizit wird dabei aber herausgestrichen, dass die Verwendung wünschenswert ist, aber gleichzeitig „Struktur und Gestalt der Denkmäler“ nicht verändert werden darf. Und weiter heißt es: „Nur innerhalb dieser Grenzen können durch die Entwicklung gesellschaftlicher Ansprüche und durch Nutzungsänderungen bedingte Eingriffe geplant und bewilligt werden.“⁴

Da ein Denkmal nicht in einem „Vakuum“ situiert ist, sondern auch immer einen Bezug zu seiner Umgebung aufweist, wird auch auf seinen Umraum eingegangen. Hierzu wird ein dem Denkmal entsprechender Rahmen eingefordert. Außerdem muss die überlieferte Umgebung – wenn sie noch vorhanden ist – „erhalten werden und es verbietet sich jede neue Baumaßnahme, jede Zerstörung, jede Umgestaltung, die das Zusammenwirken von Bauvolumen und Farbigkeit verändern könnten“.⁵

Weiters wird in Art. 7 festgehalten, dass das Denkmal von der Geschichte, von der es Zeugnis ablegt, sowie mit seiner Umgebung untrennbar verbunden ist und nur zu seinem eigenen Schutz versetzt werden darf.

Zur Restaurierung wird festgehalten, dass dies eine Maßnahme ist, „die Ausnahmecharakter behalten sollte. [...] Sie gründet sich auf die Respektierung des überlieferten Bestandes und auf authentische Dokumente.“⁶ Ganz besonders ist jener Bereich hervorzuheben, der besagt, dass sie „dort ihre Grenze [findet], wo die Hypothese beginnt. Wenn es aus ästhetischen oder technischen Gründen notwendig ist, etwas wiederherzustellen, von dem man nicht weiß, wie es ausgesehen hat, wird sich das ergänzende Werk von der bestehenden Kopie abheben und den Stempel unserer Zeit tragen.“⁷

Eine der wesentlichen Neuerungen ist auch der nun geforderte Respekt an alle Epochen eines Denkmals und im Gegensatz zu früheren Zeiten findet jetzt zugunsten der historischen Authentizität eine betonte Absage an die Stilreinheit statt.⁸

Besonderes Augenmerk wird in der „Charta von Venedig“ auf den Denkmalbereich (engl./frz.: site) gelegt. Dieser soll saniert und in angemessener Weise präsentiert werden. Außerdem treffen auch auf ihn die Richtlinien des Denkmals zu: „Die Erhaltungs- und Restaurierungsarbeiten sind so durchzuführen, dass sie eine sinngemäße Anwendung der Grundsätze der vorstehenden Artikel darstellen.“⁹

Die Bedeutung in der „Charta von Venedig“ liegt vor allem auch in ihrer „offenen“ Formulierung, die den Boden für spätere Erweiterungen und Anpassungen an neue Bedürfnisse ermöglichte. So wurden beispielsweise in neuerer Zeit problemlos Industriebauten mit eingeschlossen. Mit Hilfe der „Charta von Venedig“ wurden Denkmale aus den unterschiedlichsten Epochen, historische Stadtstrukturen sowie ganze Kulturlandschaften mit einem Streich erfasst.

Vom 2.- 4. 10. 2014 fand anlässlich des Jubiläums der „Charta von Venedig“ die Jahrestagung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege – Bundesdenkmalamt – ICOMOS unter dem Titel „50 Jahre Charta von Venedig – Geschichte, Rezeption, Perspektiven“ in Wien statt.

**Mag. Christoph Freyer,
freier Kunsthistoriker, Wien
Arbeitsschwerpunkt Architektur des 19. und
20. Jahrhunderts**

¹ Allgemeine Literatur:

Die Charta von Athen zur Restaurierung von historischen Denkmälern (1931). In: Internationale Grundsätze und Richtlinien der Denkmalpflege. Monumenta I, Herausgeb. ICOMOS Deutschland, ICOMOS Luxemburg, ICOMOS Österreich, ICOMOS Schweiz, Stuttgart 2012, S. 25-31; Charta von Venedig. Internationale Charta zur Konservierung und Restaurierung von Denkmälern und Ensembles (1964). In: Internationale Grundsätze und Richtlinien der Denkmalpflege. Monumenta I, Herausgeb. ICOMOS Deutschland, ICOMOS Luxemburg, ICOMOS Österreich, ICOMOS Schweiz, Stuttgart 2012, S. 47-51; Jürgen Tietz, Das Denkmal als Massstab. In: Heimatschutz/Patrimoine, Zeitschrift des Schweizer Heimatschutz 1/2014, S. 24-25.

² Zur Verdeutlichung werden hier nur einige Punkte herausgegriffen.

³ Die Charta von Venedig, Art.1, S.47.

⁴ Die Charta von Venedig, Art.5, S.47.

⁵ Die Charta von Venedig, Art.6, S.49.

⁶ Die Charta von Venedig, Art.9, S.49.

⁷ Die Charta von Venedig, Art.9, S.49.

⁸ Die Charta von Venedig, Art.11, S.49.

⁹ Die Charta von Venedig, Art.14, S.49 f.

Das Haus Krasny auf der Hohen Warte

Eine Manifestation der Internationalen Moderne in Wien

Marlene Ott-Wodni

Am Höhepunkt des Neuen Bauens entstand 1927/28 – zeitgleich mit der Errichtung der Weißenhofsiedlung in Stuttgart – ein Paradebeispiel moderner Wohnarchitektur in Wien. Die im Auftrag des Industriellenpaares Ing. Otto und Dr. Agathe Krasny,¹ erbaute Villa in der Fürfanggasse 5 auf der Hohen Warte sorgte bereits kurz nach Fertigstellung für großes Aufsehen, handelte es sich doch, so darf man dem Kunstkritiker Max Eisler Glauben schenken, um den ersten modernen Bau, der nach Ausbruch des ersten Weltkrieges in Wien errichtet wurde.² Für den Entwurf zeichnete der Architekt Arnold Karplus³ in Zusammenarbeit mit seinem Sohn Gerhard verantwortlich.



Abb.1: Arnold und Gerhard Karplus, Haus Krasny auf der Hohen Warte in Wien, 1927-28 (Moderne Bauformen, 1930).

Karplus war bereits seit Beginn des 20. Jahrhunderts erfolgreich als Architekt in Wien tätig. Als Baudirektor der Wiener Baugesellschaft sowie in seiner Funktion als Stadtbaumeister entwarf er zahlreiche Wohn- und Geschäftshäuser, die jedoch formal in der Tradition verhaftet waren. Seine Hinwendung zur modernen puristischen

Formensprache vollzog sich erst im Zuge einer beruflichen Neuorientierung. 1927 gab er seine Anstellung auf und machte sich als freier Architekt selbstständig. Das Haus Krasny (Abb. 1) war sein erstes modernes Werk.⁴

Das großzügige viergeschossige Wohnhaus setzt sich aus verschachtelten kubischen Baukörpern zusammen und ist mit einem Flachdach versehen. Die gegen Norden ausgerichtete, streng symmetrisch gestaltete Straßenfront wirkt monumental und in sich geschlossen. Im Gegensatz dazu öffnet sich das Haus südseitig zum Garten hin (Abb. 2); das Erscheinungsbild wird bestimmt durch große querformatige Fenster und Terrassenflächen, die den Baukörper horizontal gliedern. Die in weiß gehaltenen Fensterumrahmungen sowie die Geländer der Terrassen setzen kontrastierende Akzente.



Abb.2: Arnold und Gerhard Karplus, Gartenfront des Hauses Krasny in Wien, 1927-28 (Moderne Bauformen, 1930).

Erschlossen wird das Wohnhaus durch eine Freitreppe, die in das erhöht liegende Erdgeschoss führt, das ursprünglich einen Vorraum, die Küche

und den großen, über die gesamte Breite des Hauses ausgedehnten Wohnraum aufnahm. Das Schlafzimmer der Dame, das Schlafzimmer des Herren, das Arbeitszimmer sowie ein Gastzimmer befanden sich in der ersten Etage. Im zweiten Stockwerk waren ein Trockenboden und eine Bügelkammer eingerichtet. Von einem zentralen Vorraum konnte die großzügige, den Baukörper halb umschließende Dachterrasse betreten werden. Das halbhohe Sockelgeschoss nahm die Garage sowie eine Bedienstetenwohnung auf. Die Anordnung der Räume erfolgte nach pragmatischen Grundsätzen, sämtliche Nutz- und Nebenräume lagen nordseitig, die Wohnräume orientierten sich allesamt gegen den Garten.

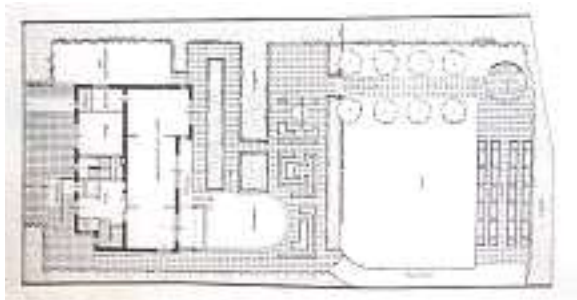


Abb.3: Haus Krasny, Grundriss des Erdgeschosses und Gartenplan, 1927-28 (Moderne Bauformen, 1930).

1930 wurde der Bau ausgiebig in der Fachpresse besprochen. Die Kritik fiel sowohl in der Zeitschrift *Innen-Dekoration*⁵ als auch im Architekturmagazin *Moderne Bauformen*⁶ – beide Artikel stammten aus der Feder des bekannten Kunstkritikers Max Eisler – sehr wohlwollend und begeistert aus, besondere Beachtung fanden die Gartengestaltung und die Inneneinrichtung des Hauses. Beides wurde auf Einladung von Arnold Karplus von dem Wiener Architektenduo Josef Frank⁷ und Oskar Wlach⁸ im Rahmen ihrer Tätigkeit für die Einrichtungsfirma Haus & Garten entworfen.

Das Einrichtungsunternehmen

Haus & Garten

Die Firma Haus & Garten wurde 1925 von den Architekten Josef Frank, Oskar Wlach und Walter Sobotka (1888-1970) gegründet und entwickelte sich in der Zwischenkriegszeit zum stilbildenden und einflussreichsten Wiener Einrichtungsunternehmen. Es fungierte mit seinen flexiblen und leichten Möbelmodellen, seinen farbenfrohen Textilien sowie seiner antidoktrinären Wohnauffassung als Gegenpol zur Wiener Werkstätte und trug entscheidend zur Weiterentwicklung der im Wien der Zwischenkriegszeit entstandenen Einrichtungs-bewegung Neues Wiener Wohnen bei, bei der es sich um einen lockeren Zusammenschluss von Architekten handelte, die dieselben Einrichtungs-grundsätze verfolgten. Zu den führenden Persönlichkeiten zählten die Architekten Oskar Strnad (1879-1935) und Josef Frank. Charakteristische Merkmale der Einrichtungs-bewegung waren die Ablehnung jeglicher allumfassender Gestaltungsprinzipien, die Orientierung an den Bedürfnissen der Bewohner und die Verwendung von flexiblen, großteils handwerklich gefertigten Einzeilmöbeln. Das Neue Wiener Wohnen muss als alternative, spezifisch wienerische, gemäßigt moderne Ausformung der Neuen Sachlichkeit angesehen werden.

Ganz im Sinne des Neuen Wiener Wohnens setzte sich das Warensortiment von Haus & Garten aus Einzeilmöbeln, Leuchtkörpern, bunt gemusterten Textilien und Wohnaccessoires zusammen. Das Geschäftslokal befand sich in guter Innenstadtlage in der Bösendorferstraße 5 in unmittelbarer Nähe zum Konzerthaus, zum Musikverein und zur Endstation der Badner Bahn. Nach dem Abgang von Walter Sobotka im Jänner 1926 führten Josef Frank und Oskar Wlach das Unternehmen fortan als gleichberechtigte Gesellschafter weiter.⁹

Für den Entwurf der Möbel und Textilien zeichnete Josef Frank verantwortlich. Bei den zumeist aus Holz gefertigten Möbeln handelte es sich um handwerkliche Einzelerzeugnisse, die nach Bedarf von externen Produzenten angefertigt wurden. Die Klientel von Haus & Garten entstammte vorwiegend der wohlhabenden, oftmals jüdischen, bürgerlichen Oberschicht; so zählten etwa der Papierfabrikant Hugo Bunzl, die Immobilienbesitzer Hugo und Malvine Blitz, die Industriellenfamilie Beer, der Komponist Ernst Krenek oder der Seidenfabrikant Albert Steiner zu den Kunden von Haus & Garten.

Mit Hilfe von Ausstellungsbeteiligungen im In- und Ausland konnten Frank und Wlach das Unternehmen innerhalb kürzester Zeit am Markt etablieren und sogar den Vertrieb nach Köln (Gustav Carl Lehmann), Mailand (Scaglia), Prag, Paris und sogar bis nach Chicago (Chicago Workshops) ausweiten.¹⁰

Bereits im Gründungsjahr 1925 war Haus & Garten auf der „Exposition Internationale des Arts Décoratifs et Industriels Modernes“ in Paris vertreten. Der österreichische Beitrag wurde von Josef Hoffmann kuratiert, der auch den Ausstellungspavillon entwarf. Josef Frank gestaltete ein Wiener Kaffeehaus und eine Nische mit sogenannten Nutzmöbeln. Die Teilnahme von Haus & Garten an einer so bedeutenden internationalen Kunstgewerbeausstellung zeigt, welche einflussreiche und wegweisende Stellung dem Unternehmen von Beginn an in Bezug auf die Entwicklung der neuen Wiener Wohnkultur zugestanden wurde.¹¹ In den folgenden Jahren beteiligte sich Haus & Garten an folgenden Ausstellungen in Wien: „Wien und die Wiener“¹² (1927) im Messepalast, „Kunstschau“¹³ (1927), „Wiener Raumkünstler“¹⁴ (1930) und die Werkbundausstellung¹⁵ (1930) im Österreichischen Museum für Kunst und Industrie. Die in der Zwischenkriegszeit im In- und Ausland zahlreich stattfindenden Ausstellungen zeigten die neuen Möglichkeiten der Wohnraumeinrichtung anhand

von Musterzimmern. In Bezug auf die Bewegung des Neuen Wiener Wohnens fungierten die Schauen als wichtiges Medium zur Verbreitung des neuen Stils.

Obwohl Josef Frank Ende 1933 seinen Wohnsitz von Wien nach Stockholm verlegte, war er weiterhin für Haus & Garten als Entwerfer tätig, während Oskar Wlach die Geschäfte in Wien fortführte. 1938 fand die gemeinsame Geschäftstätigkeit der beiden Architekten ein jähres Ende. Nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich wurde ein Arisierungsverfahren eingeleitet und das Unternehmen bereits am 25. Mai 1938 von dem Gürtlermeister Julius Theodor Kalmár und seinem Bruder Josef Karl Kalmár übernommen.¹⁶ Völlig enteignet gelang Oskar Wlach gemeinsam mit seiner Frau Klari die Flucht ins New Yorker Exil, wo er 1963 starb.

Josef Frank setzte seine Arbeit im Bereich der Raumausstattung als Hausdesigner der schwedischen Einrichtungsfirma Svenskt Tenn fort. Sowohl theoretisch als auch formal knüpfte er nahtlos an sein Wiener Schaffen an und führte somit seine Vorstellungen eines zwanglosen Wohnens in Skandinavien weiter, wo er heute gemeinhin als Begründer des modernen schwedischen Einrichtungsstils gilt.¹⁷

Nach Kriegsende war die Architektin Anna Lülja-Praun (1906-2004) für den künstlerischen Bereich von Haus & Garten zuständig. Das Sortiment bestand jedoch weiterhin größtenteils aus den Möbel- und Textilentwürfen von Josef Frank. Auch die Produktion der Möbel blieb ausgelagert und bedarfsorientiert. Zu den Kunden von Haus & Garten zählten in den Nachkriegsjahren neben Privatleuten auch namhafte Wiener Architekten wie Erich Boltenstern oder Otto Niedermoser.¹⁸

1958 verkauften die Gebrüder Kalmár die Einrichtungsfirma an Marianne Payer.¹⁹, die gemeinsam mit ihrem Mann dem Architekten Oskar Payer²⁰ und ihrem Sohn Peter Payer (geb. 1932) das Einrichtungshaus Payer Decor führte. Obwohl die Firma Haus & Garten bereits 1960 in der Marianne Payer Kommanditgesellschaft aufging²¹, blieb das Geschäftslokal in der Bösendorferstraße unter dem Namen „Haus & Garten“ bis 1980 bestehen.

Die Wohnräume und der Garten des Hauses Krasny

Josef Frank und Oskar Wlach stießen zu einem Zeitpunkt zu dem Projekt als die Pläne der Villa bereits fertig gestellt beziehungsweise das Haus schon in Bau war.²² Deshalb konnten sie auf die Anordnung und Einteilung der Räumlichkeiten keinen Einfluss nehmen und mussten bei Ihrer Planung auf die bestehenden Raumverhältnisse eingehen. Gewöhnlich entwarf Josef Frank bei Neubauten sowohl die Architektur als auch die Innenraumgestaltung selbst. Obwohl die Einrichtungsfirma „nur“ für die Garten- und Raumgestaltung verantwortlich zeichnete, zählt der Auftrag zu den umfangreichsten und renommiertesten, die Haus & Garten je ausführte.

Im Gegensatz zu den funktionalistischen Architekten Deutschlands und der Niederlande, wie etwa Martin Gropius (1824-1880), Ludwig Mies van der Rohe (1886-1969) oder Mart Stam (1899-1986), die eine allumfassende, sachliche Gestaltungsweise sowohl in Bezug auf die Architektur als auch auf die Innenraumgestaltung propagierten (Abb. 4), unterschied Josef Frank bei seinen Bauten zwischen der Gestaltung der Gebäudehülle und der des Innenraumes. Seiner Meinung nach, hatten beide Komponenten unterschiedliche Funktionen zu erfüllen: „Die Bedingungen für die Fassade und für das Interieur sind gänzlich verschiedene und beide haben miteinander nichts zu tun. Im Inneren des

Hauses fällt jede Notwendigkeit großer Einheitlichkeit mit dem Nachbarn weg. Daran wird auch die fortschreitende Typisierung nichts ändern [...]. Das Äußere und Innere des Hauses als einheitliches Ganzes ist eine Anschauung, die der Vergangenheit angehört.“²³



Abb.4: Walter Gropius, Wohnraum seines Musterhauses in der Werkbundsiedlung Stuttgart-Weißenhof, 1927 (Innen-Dekoration, 1927).

Er blieb, wie etwa an seinem Doppelwohnhaus in der Stuttgarter Werkbundsiedlung oder auch bei seinem Hauptwerk, der Villa Beer in Wien-Hietzing zu sehen ist, in Bezug auf die Architektur und die Fassade einer reduzierten, funktionalistischen Formensprache treu. Genauso gegensätzlich behandelte er aber die Ausstattung, die eine gemütliche, erholsame und „behagliche Wirkung“²⁴ ausüben und ganz an den Bedürfnissen der Bewohner orientiert sein sollte. Getreu seinem Grundsatz „Modern ist nur, was uns vollkommene Freiheit gibt.“²⁵ versuchte er den Wohnraum von jeglichen formalen und kategorisierenden Zwängen zu befreien und somit dem Menschen eine größtmögliche Bewegungs- und Gestaltungsfreiheit, sowie Regenerationsmöglichkeit von der stressigen Arbeitswelt²⁶ zu bieten. Die funktionalistische Architektur des Hauses Krasny stand somit ganz im Sinne der Frank’schen Bauten und harmonierte problemlos mit den moderat modernen Raumausstattungen von Haus & Garten.



Abb. 5: Haus & Garten (Josef Frank & Oskar Wlach), Wohnraum des Hauses Krasny, 1927/28 (Moderne Bauformen, 1930).

Die Interieurs des Hauses Krasny gehören zu den charakteristischsten Innenräumen von Haus & Garten, da sie sämtliche theoretischen Gestaltungsideen Josef Franks vereinen und widerspiegeln: Das Zentrum des Hauses bildete für Josef Frank der funktionsübergreifende Wohnraum, der im Haus Krasny die Hälfte des ersten Geschosses einnahm (Abb. 5). In diesem wurden drei traditionelle Wohnräume zusammengefasst: das Speisezimmer, das Wohnzimmer und das Musikzimmer. Durch bodenlange blickdichte Vorhänge konnten die einzelnen Bereiche temporär separiert werden. Verschiedene leichte Möbel aus dem Haus & Garten-Sortiment waren zwanglos und beweglich im Raum verteilt, verschiedenartige Sitzmöbel – so bildeten etwa der Armlehnstuhl, ein Sofa und eine Chaiselongue ein Ensemble – waren zu „Sitzinseln“ (Abb. 6) gruppiert, die zum Verweilen einluden. Da Josef Frank der Meinung war, dass jeder Gegenstand für einen bestimmten Zweck (in diesem Fall für ein bestimmtes Ruhebedürfnis) möglichst charakteristisch auf das Beste ausgebildet werden sollte²⁷, entwarf er eine Vielzahl von Modellen eines Typus und kombinierte diese miteinander: „[Der Sessel] dient sehr verschiedenen Möglichkeiten, [denn man] will bei verschiedenen Gelegenheiten und zu allen Tageszeiten

verschieden sitzen. Deshalb sollen die Sessel in einem Raum möglichst verschieden sein.“²⁸

Wie an der Ausstattung des Wohnraumes ersichtlich wird, zählte Josef Frank im Gegensatz zu den ausschließlich nach funktionalistischen Grundsätzen arbeitenden Architekten (Abb. 4) zu den Gegnern des Garniturdenkens und plädierte stattdessen für die Verwendung von Einzelmöbeln: „Ein jedes dieser Stücke [muss] vom anderen unabhängig sein, darf nichts verdecken und nur im Zusammenhang als ‚Gruppe‘ wirken. Wir brauchen also keine ‚Garnituren‘ mehr, die aus den unzertrennbaren zwei Fauteuils mit Bank und dem Tisch bestehen, dessen Platte wie auf einer Steinsäule liegt, - nicht mehr das Schlafzimmer, dessen Hauptwand: Kasten, Nachttisch, Bett, Bett, Nachttisch, Kasten eine ‚feste Gruppe‘ bilden, und nicht mehr den Leder – Polster – Ohren – Arm – Lehn – Stuhl, der vor dem Ofen wie eine Schildwache der Gemütlichkeit aufgepflanzt ist. [...] Es gibt also für uns keine ‚Einrichtungen‘ mehr, sondern nur mehr ‚Einzel-Möbel‘.“²⁹



Abb.6: Haus & Garten (Josef Frank & Oskar Wlach), Sitzmöbel im Wohnraum des Hauses Krasny, 1927/28 (Moderne Bauformen, 1930).

Die Kombination verschiedener Möbel ermöglichte dem Bewohner diese flexibel einzusetzen und das Möbelstück an jenen Platz stellen zu können, wo es gerade gebraucht wurde. Dies bedingte aber wiederum eine gewisse Beweglichkeit und Leichtigkeit der Möbel: „Im modernen Wohnraum herrscht Unordnung, das heißt, dort gibt es keine

Möbel, die für einen bestimmten Platz gemacht sind, und deren Umstellen die Harmonie stören würde. Man stellt das Möbel (das Wort kommt von mobile, beweglich) dorthin, wo man es gerade braucht. Daher soll es auch so leicht wie möglich sein.“³⁰

Die Wände der Wohnräume waren in Weiß gehalten und bildeten den neutralen Hintergrund für die Einrichtung. Kräftige farbliche Akzente setzte Josef Frank lediglich durch den Einsatz von bunten Stoffen mit ornamentierten, meist floralen Mustern, die eine wesentliche Rolle bei Franks Farbgebung in Bezug auf die gesamte Raumgestaltung einnahmen. Sie fanden als Vorhang- oder Möbelbezugsstoffe Verwendung – im Wohnraum des Hauses Krasny waren die Polstermöbel mit farbenfrohen Textilien tapeziert, die Fenstervorhänge waren hingegen in neutralem Weiß gehalten. Die Stoffe kamen teils aus England, teils verwendete Josef Frank eigene Textilentwürfe, die von Haus & Garten vertrieben wurden. Durch die Blumen- und Pflanzenmotive übertrug der Architekt ein naturales Element in den Wohnraum. Darüber hinaus diente die Kombination von verschiedenen Möbelhölzern zur Belebung des Raumeindrucks. Trotz der Vielzahl von verwendeten ungleichen Materialien, Farben und Formen gelang es Frank durch die Anbringung von einzelnen raumübergreifenden Elementen, wie etwa Messingleuchten, einen einheitlichen, „durchkomponierten“³¹ Gesamteindruck der Wohnräumlichkeiten zu erzielen. Im Wohnraum des Hauses Krasny gaben die Deckenlampen auch die Position der einzelnen Sitzbereiche vor.

Generell war es Frank sehr wichtig, dass die Begrenzungslinien eines Raumes deutlich wahrgenommen werden konnten und nicht von dem Mobiliar verdeckt wurden.³² Deshalb stattete Frank viele seiner Kastenmöbel, wie Kabinettschränke oder Anrichten, mit hohen Beinen oder einem transparenten Untergestell aus. Großformatige Kästen standen nicht frei, sondern wurden nach dem

Vorbild von Adolf Loos vollständig in die Wand eingebaut.

Durch die rhythmische Unterteilung der Bodenfläche mit Hilfe von aufgelegten Teppichen oder der oftmals aufwendig gestalteten Musterung des Parkettbodens wurde die korrekte Wahrnehmung der Raummaße zusätzlich unterstützt. Bei den Teppichen handelte es sich ausschließlich um handgefertigte sowie ornamental verzierte Exemplare. Im Gegensatz zu Adolf Loos setzte Josef Frank das Ornament gezielt zur Gestaltung von Wohnräumen ein: „Die einfarbige Fläche wirkt unruhig, die gemusterte beruhigend, weil der Betrachter unwillkürlich von der langsamen und ruhigen Herstellungsweise beeinflusst wird. Den Reichtum des Ornaments kann er nicht so schnell ergründen. Die einfarbige Fläche dagegen ist ihm sofort klar und interessiert ihn daher nicht weiter. Wer auf einem persischen Teppich sitzt wird ruhig.“³³ Der im Vorraum des Hauses Krasny (Abb. 7) befindliche Teppich geht auf einen Entwurf von Josef Frank zurück. Der Architekt verwendete aber auch gerne Perserteppiche, wie im Wohnraum des Hauses Krasny.

Stilistisch knüpfte Josef Frank oftmals ganz bewusst an traditionelle Formelemente an und entwickelte diese weiter. „Der Begriff Tradition kann genau betrachtet nichts anderes als das Streben nach Verbesserung und Vervollkommnung bedeuten.“³⁴ [...] Wer heute irgendeinen Gebrauchsgegenstand macht, kann ihn nur dann in gutem Sinn modern machen, wenn er im Besitz einer formalen Tradition ist, und ihn dann so macht, daß er für seinen Zweck die beste Form erhält.“³⁵ Als Beispiel in diesem Zusammenhang ist der Windsor-Stuhl zu nennen. Die Ursprünge dieses leichten Holzstuhls aus dem angelsächsischen Raum gehen zurück bis in das 18. Jahrhundert. Dieses Sitzmöbel zählte zu den bevorzugten Typen von Josef Frank, im Haus Krasny verwendete er Windsor-Stühle in den Vorräumen (Abb. 7).



Abb.7: Haus & Garten (Josef Frank & Oskar Wlach), Vorraum des Hauses Krasny, 1927/28 (Moderne Bauformen, 1930).

Generell sind Josef Franks Möbel durch eine schlichte, jedoch im Detail verhaftete und durchwegs organische Formgebung gekennzeichnet. Die Anwendung einer organischen Formensprache beruht auf zwei Grundsätzen Franks. Zum einen war er der Ansicht, dass das freistehende Möbel in Bezug auf den Raum wie ein selbstständiger Organismus wirken muss – daher sollte seine Form von der des Raumes so verschieden wie möglich sein.³⁶ Nur dadurch konnte das Objekt seine Freiheit und Beweglichkeit erlangen und somit an beliebiger Stelle in das Raumgefüge integriert werden. Laut Frank lässt die geometrische Formgebung dies nicht zu, da die kubischen Gegenstände aufgrund ihrer rechtwinkligen Linienführung immer eine Parallelstellung zur Wand erforderten.³⁷ Zum anderen hielt der Designer durch den direkten Kontakt des Möbels mit dem menschlichen Körper

eine organische Formensprache für unumgänglich. Besonders konsequent setzte er diese Grundsätze im Bereich des Sitzmöbels um. Für ihn bildete die Form des Stuhls das Negativ der menschlichen Körperform und musste somit dieser angepasst werden.³⁸ Auch bei der Wahl der Möbelmaße orientierte sich Josef Frank an der Körpergröße des Menschen und setzte diese in Korrelation.

Im Allgemeinen erwecken Franks Möbelentwürfe einen sehr schlichten und zurückhaltenden Eindruck. Zur Aufwertung der einfachen Grundform bediente sich der Architekt einer gezielten Detailsetzung, die mit Hilfe der Kombination von verschiedenen Materialien und Formen erfolgte. Des Weiteren tragen die verwendeten Materialien zur Steigerung des optischen Eindrucks eines Einrichtungsgegenstands bei. Josef Frank legte bei den Möbeln für die Einrichtungsfirma Haus & Garten größten Wert auf hochqualitative Werkstoffe sowie auf deren hervorragende handwerkliche Verarbeitung. Bei der Materialwahl beschränkte er sich ausschließlich auf Naturmaterialien, da seiner Ansicht nach, diese als natürliche Stoffe von den Menschen im Raum wie ein Stück Natur wahrgenommen werden.³⁹ Auch mit Hilfe seiner Textilentwürfe, die fast ausschließlich mit Blumen- und Tiermotiven versehen sind, versuchte er die Natur in den Innenraum zu integrieren. Somit war die Firmenbezeichnung Haus & Garten nicht nur Name, sondern gleichzeitig Programm: Frank zufolge, sollten die Wohnräume mit dem Garten eine innige Verbindung eingehen.⁴⁰ Obwohl die Einrichtungsfirma immer die Verbindung von Innen und Außen – von Haus und Garten – propagierte, stellt der nach den Plänen Franks und Wlachs angelegte Garten des Hauses Krasny (Abb. 3) die einzig dokumentierte Gartengestaltung der beiden Architekten dar und ist deshalb historisch besonders interessant. Wie Eingangs erwähnt, öffnete sich das Haus zum Garten hin in Form von gestaffelten Freiflächen. Jedem

Stockwerk war eine eigene Terrasse zugewiesen. Der Garten war ebenfalls terrassiert und bildete die Erweiterung der architektonischen Freiflächen. Im Gleichklang mit der Architektur war der Garten sehr strukturiert und sachlich gestaltet. Max Eisler formulierte treffend: „Der Garten bringt die Landschaft auf eine streng und schön überlegte Ordnung, die ihre Planmäßigkeit deutlich hervortreten lässt.“⁴¹

Von der an den Wohnraum anschließenden Terrasse gelangte man über eine Freitreppe auf eine große ovale Terrasse unter der sich der Garten gestaffelt über zwei Ebenen ausbreitete (Abb. 8). Den optischen Blickfang und zugleich das dominierende Gestaltungsmerkmal des Gartens bildeten die linear verlegten, weiß leuchtenden Pflasterplatten, durch deren Fugen das Gras hindurch wuchs. Sie umfingen das Haus regelrecht, verbanden und führten durch die einzelnen Zonen des Gartens. Auf dem ersten, weiß gepflasterten Gartenplateau befand sich ein kreisrundes Brunnenbecken. Farbliche Akzente setzten die Architekten in Form von geometrisch angelegten Tulpenbeeten.



Abb.8: Haus & Garten (Josef Frank & Oskar Wlach), Garten des Hauses Krasny, 1927/28 (Moderne Bauformen, 1930).

Die untere Ebene bestand größtenteils aus einer freien Rasenfläche, die von einem Baumgang zur Linken begrenzt wurde. Der weiß gepflasterte Weg durch die Allee führte zu dem runden Teehäuschen aus Beton, „ein Kabinettstück an Brauchbarkeit und zugleich ein Ruhepunkt, der den angenehmsten Blick auf die ganze, rhythmisch geregelte Anlage mitsamt der Gartenfront des Hauses gewährt.“⁴² Daran anschließend, an der Schmalseite des Gartens, befand sich, wieder umsäumt von Steinplatten, ein prachtvolles Rosarium. Rechter Hand wurde der Garten durch eine Mauer eingefasst, an der Spalierobst emporwuchs.

Enteignung und Fortbestand

Otto und Agathe Krasny bewohnten das Haus bis 1938. Nachdem das nationalsozialistische Regime in Österreich die Macht ergriffen hatte, musste das kinderlose, jüdische Ehepaar die Villa zwangsweise veräußern. Nachdem die Familie Krasny nach Paris emigriert war, wurde das Gebäude in mehrere Wohnungen unterteilt. Ende der 1990er Jahre wurde der Architekt Adolf Krischanitz mit dem Rückbau und der Sanierung des Wohnhauses beauftragt, das seit dem Jahr 2000 wieder als Einfamilienhaus genutzt wird.⁴³

Die Innenraumgestaltung ist durch die Umbauten leider völlig zerstört. Im Gegensatz dazu hat sich die Anlage des Gartens großteils erhalten. Noch heute weist der Pfad aus weißen Steinplatten, gesäumt von mittlerweile meterhohen Alleebäumen den Weg zum runden Teehäuschen. Einzig die Aussicht ist getrübt; befand sich das Haus Krasny zur Entstehungszeit am Rande der Stadt mit freiem Blick auf die angrenzenden Weinberge, so liegt das Haus heute im bebauten nachbarschaftlichen Verband.

¹ Otto Krasny war Gesellschafter der Firma Krasny, Frölich & Klupfel Bergwerkmaschinen und technische Fabrikate.

² Max Eisler, Neue Bauten und Innenräume von Josef Frank, Oskar Wlach („Haus und Garten“) – Arnold Karplus, Wohnhaus auf der Hohen Warte in Wien, in: *Moderne Bauformen*, 39. Jg., 10, 1930, S. 432.

³ Arnold Karplus (1877-1943) studierte in Wien an der Technischen Hochschule und in Prag Architektur. 1910 veröffentlichte er ein Buch über den zeitgenössischen Villen- und Landhausbau. Ab 1911 war er Baudirektor der Wiener Baugesellschaft sowie Gesellschafter mehrerer Baufirmen. 1927 machte sich Karplus selbstständig, einige Projekte entstanden in enger Zusammenarbeit mit seinem Sohn Gerhard. 1939 musste Arnold Karplus nach New York emigrieren, wo er 1943 starb.

⁴ Iris Meder, *Offene Welten. Die Wiener Schule im Einfamilienhausbau 1910-1938*, phil. Diss., Universität Stuttgart 2003, S. 316.

⁵ Max Eisler, Werkstätten „Haus & Garten“ in Wien. Neue Arbeiten von Prof. Dr. Josef Frank und Dr. Oskar Wlach, in: *Innen-Dekoration*, 41. Jg., 11, 1930, S. 402-409, 411, 424-427.

⁶ Max Eisler, Neue Bauten und Innenräume von Josef Frank, Oskar Wlach („Haus und Garten“) – Arnold Karplus, Wohnhaus auf der Hohen Warte in Wien, in: *Moderne Bauformen*, 39. Jg., 10, 1930, S. 429-448.

⁷ Josef Frank (1885-1967) wurde als Sohn eines jüdischen Textilhändlers in Baden bei Wien geboren. Von 1903 bis 1910 absolvierte er sein Studium der Architektur an der Technischen Universität in Wien. In den 1920er Jahren unterrichtete er Baukonstruktionslehre an der Wiener Kunstgewerbeschule. Ab 1925 arbeitete er als Entwerfer für das Einrichtungsunternehmen Haus und Garten. Josef Frank gilt als wichtigster Vertreter des Neuen Bauens in Österreich. 1927 beteiligte er sich als einziger Österreicher am Bau der Werkbundsiedlung in Stuttgart, weiters nahm er 1928 am *Congès International d'Architecture Moderne* (CIAM) in La Sarras teil. Er war Mitglied des Österreichischen Werkbundes und leitete 1932 den Bau der Wiener Werkbundsiedlung. Von 1933 bis 1967 war er für das schwedische Einrichtungsunternehmen *Svenskt Tenn* als Designer tätig.

⁸ Oskar Wlach (1881-1963) studierte von 1898 bis 1906 an der Technischen Universität in Wien Architektur. Ab 1908 unterhielt er mit dem Architekten Oskar Strnad eine Arbeitsgemeinschaft, der sich 1913 auch Josef Frank anschloss. In der Zwischenkriegszeit plante Wlach mehrere Gemeindebauten in Wien und widmete sich seiner Tätigkeit bei der Firma Haus & Garten. 1932 entwarf er ein Doppelwohnhaus für die Wiener Werkbundsiedlung. Aufgrund seiner jüdischen Herkunft musste er 1938 nach New York flüchten, wo es ihm jedoch nicht mehr gelang an seine beruflichen Erfolge in Österreich anzuknüpfen.

⁹ Wiener Stadt- und Landesarchiv, Akt „Haus und Garten“, HRA 8979.

¹⁰ Österreichisches Staatsarchiv (=ÖStA), Archiv der Republik (=AdR), Finanzlandesdirektion, Arisierungsakts „Haus und Garten“.

¹¹ Marlene Ott, Josef Frank und das Einrichtungsunternehmen Haus und Garten, in: Eva B. Ottlinger (Hg.), *Wohnen zwischen den Kriegen. Wiener Möbel 1914-1941*, Ausstellungskatalog Hofmobiliendepot, Wien/ Köln/ Weimar 2009, S. 123.

¹² Max Eisler, *Neu-Wiener Innenräume*, in *Moderne Bauformen*, 1927, S. 388-405.

¹³ Hans Tietze, *Kunstschau 1927*, in: *Deutsche Kunst und Dekoration*, 10/1927, S. 68-82.

¹⁴ Max Eisler, *Neue Wiener Innenräume*, in: *Moderne Bauformen*, 1930, S. 78-99.

¹⁵ Max Eisler, *Österreichischer Werkbund 1930*, in: *Moderne Bauformen*, 1930, S. 333-348.

¹⁶ ÖStA, AdR, Finanzlandesdirektion, Arisierungsakts „Haus und Garten“.

¹⁷ Weiterführend siehe: Marlene Ott, *Josef Frank (1885-1967) – Möbel und Raumgestaltung*, phil. Diss., Universität Wien 2009, S. 108-123.

¹⁸ Gespräch mit Lea Calice am 21. Februar 2007 in Wien.

¹⁹ Wiener Stadt- und Landesarchiv (= WStLA), Akt „Haus und Garten“, HRA 8979.

²⁰ Der Architekt Oskar Payer (geb. 1903-1973) war in den 1950er Jahren intensiv an der Entwicklung des SW-Möbelprogramms beteiligt. 1953 verfasste er den *Wohnratgeber Praktische Wohnungskunde*, welcher vom Institut für Wohnungs- und Haushaltsforschung herausgegeben wurde.

²¹ WStLA, Akt „Haus und Garten“, HRA 8979.

²² Eisler (zit. Anm. 2), S. 430.

²³ Josef Frank, *Fassade und Interieur*, in: *Deutsche Kunst und Dekoration*, 6, 1928, S. 187.

²⁴ Josef Frank, *Rum och Inredning*, zit. nach: *Hochschule für angewandte Kunst Wien (Hg.), Josef Frank 1885-1967*, Wien 1981, S. 95.

²⁵ Josef Frank, *Die Großstadtwohnung unserer Zeit*, in: *Mitteilungen aus der Fachwelt/Beilage zu Moderne Bauformen*, 1927, S. 13.

²⁶ Josef Frank, *Die moderne Einrichtung des Wohnhauses*, in: Werner Graeff (Hg.), *Innenräume, Räume und Inneneinrichtungsgegenstände aus der Werkbund-Ausstellung „Die Wohnung“*, Stuttgart 1928, S. 126-127.

²⁷ Ebd., S. 126.

²⁸ Frank (zit. Anm. 27), S. 12.

²⁹ Josef Frank, *Einzelmöbel und Kunsthandwerk*, in: *Innen-Dekoration*, 11, 1923, S. 336-338.

³⁰ Frank (zit. Anm. 26), S. 97.

³¹ Else Hofmann, *das Haus H. und M. Blitz in Wien*, in: *Innen-Dekoration*, 12, 1928, S. 453.

³² Frank (zit. Anm. 26), S. 95.

³³ Ebd., S. 99.

³⁴ Ebd.

³⁵ Josef Frank, *Die Rolle der Architektur*, zit. nach: *Hochschule für angewandte Kunst Wien (Hg.), Josef Frank 1885-1967*, Wien 1981, S. 125.

³⁶ Frank (zit. Anm. 26), S. 96.

³⁷ Ebd., S. 97.

³⁸ Ebd., S. 100.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Josef Frank, *Das neuzeitliche Landhaus*, in: *Innen-Dekoration*, 12, 1919, S. 410.

⁴¹ Eisler (zit. Anm. 2), S. 432.

⁴² Ebd.

⁴³ Meder (zit. Anm. 4), S. 318.

Mag. Dr. Marlene Ott-Wodni
maott@gmx.at

Aktuelle Berichte

Casino Zögernitz vom Umbau bedroht

Das Casino Zögernitz in Wien - Döbling, mit legendärer Tradition als bürgerlich-wienerisches Vergnügungsetablissemment seit der Biedermeierzeit, ist von schwer wiegenden Veränderungen bedroht. Seit im Dezember 2013 die Umbaupläne bekannt wurden, hat sich dagegen Widerstand im Rahmen einer Bürgerinitiative formiert, die bereits eine Petition im Petitionenausschuss der Stadt Wien gegen das Umbauprojekt eingebracht hat. Der Sprecher der Bürgerinitiative, Rainer Balduin, erklärt, das Etablissemment, jahrzehntelang im Besitz der Familie Stegbauer, sei von deren Erben 1976 der Erzdiözese Wien vermacht und danach verkauft worden. Seit 2008 steht das Objekt unter Denkmalschutz.

Der derzeitige Eigentümer Hermann Rauter, will in Form einer „sanften Rückführung“ und unter „konsensorientiertem Ansatz“ im Einvernehmen mit dem Bundesdenkmalamt und den Magistratsabteilungen 19 und 21 der Stadt Wien das traditionsreiche Casino wieder in seinen ursprünglichen Zustand zurückversetzen, *„dafür kommt es zu einem Abriss bestehender Flächen - nämlich jener Zubauten, die um 1900 nachträglich und zum Gebäude unpassend entstanden sind und die alte, eigentliche Struktur verdecken.“* Auf den Freiflächen der ehemalige ausgedehnten Gastgartenanlagen (eine Ankündigung nennt 1927 einen *Festgarten*, einen *Speisegarten*, einen *Volksgarten* sowie einen *Kaffeehausgarten*) soll eine zweigeschossige Tiefgarage mit 127 Stellplätzen mit darüber liegender Grünfläche errichtet werden, *„im rückwärtigen Teil der Liegenschaft werden im Ausmaß der abzureißenden Anbauten neue Wohnungen errichtet. Insgesamt entstehen 48 Eigentumswohnungen.“*

Rauter führt weiter aus: *„Das Herzstück der Residenz Zögernitz ist der letzte noch erhaltene Strauss-Saal. Er zählt nicht nur architektonisch zum kulturellen Erbe Österreichs, er wird auch international wegen seiner Akustik geschätzt. Eine Voruntersuchung ergab, dass nur geringe Änderungen im Saal selbst notwendig sind, um daraus ein erstklassiges Tonstudio internationalen Formats zu machen. Während baulich im Strauss-Saal so gut wie gar nicht eingegriffen werden muss, wird ordentlich in die Technik investiert: 1,5 Millionen Euro stehen dafür zur Verfügung.“*

Was auf den ersten Blick an dem Umbauprojekt irritiert, ist die wohl aus Unkenntnis der Baugeschichte des Casinos erklärbare Gleichgültigkeit gegenüber dem Wert des gewachsenen Bauzustands und der Teile der Umbauten nach dem Biedermeier, damit aber auch kulturgeschichtlich prägender innenarchitektonischer Gestaltungselemente. Unrichtig ist nämlich, dass die *„Zubauten ... um 1900 nachträglich und zum Gebäude unpassend entstanden sind und die alte, eigentliche Struktur verdecken.“* Einen wesentlichen Gestaltungsakzent setzte am Casino Zögernitz vielmehr der großzügige Umbau durch das Besizerhepaar Alfred und Maria Stegbauer von 1926/27: Als Architekten wählten sie den russisch-polnischen Baukünstler Stefan Fayans (1879-1942), der an der Akademie für Zivilarchitektur in St. Petersburg studiert hatte und 1904 an der Technischen Hochschule Wien bei Prof. Carl König zum Doktor der technischen Wissenschaften promoviert wurde. So wie sein Lehrer König, der Erbauer der bedeutendsten neobarocken Bauten des Späthistorismus in Wien (Philippof, Landwirtschaftliche Produktenbörse Taborstraße, Palais Herberstein, Haus der Industrie) war Fayans von der Inspiration seiner Entwürfe im Rahmen eines *barocken Revival* geleitet. Sein Wiener Hauptwerk ist das Palais des Dorotheums in der Dorotheergasse (1909-1910). Noch vor dem Casino Zögernitz gestaltete Architekt Fayans auch das geschmackvolle Interieur des Café Herrenhof (1914) und den folkloristisch-romantischen Rathauskeller (1924), danach auch das Café Siller und die neobarocke Ausstattung des Parkhotels Schönbrunn.

Für die getreue Umsetzung seiner Gestaltungswünsche beauftragte Fayans den in Döbling ansässigen Baumeister und Architekten Adolf Micheroli (1864-1935). Als Sohn eines aus dem Veltlin eingewanderten Rauchfangkehrermeisters hatte Micheroli zunächst ebenfalls dieses Handwerk erlernt und dessen Konzession übernommen, 1890 aber zusätzlich die Baumeisterausbildung absolviert und eine Baumeisterkonzession erteilt bekommen. 1884/1885 studierte er als außerordentlicher Hörer an der Technischen Hochschule Wien bei Professor Carl König, der gerade in diesem Jahr die *Lehrkanzel für Baukunst des Klassischen Altertums in der Renaissance* angetreten hatte und damit zu einem Lehrmeister der letzten Generation von Historisten wurde. Micheroli folgte der Begeisterung Carl Königs für den Neobarock. Diese letzte Entwicklungsstufe des Späthistorismus wurde dank der persönlichen Förderung durch Erzherzog Franz Ferdinand zum neuen *Nationalstil* der Monarchie erklärt: Als Protektor der k.k. Zentralkommission für Denkmalpflege und durch seine eigenen Schlossrestaurierungen, wie in Artstetten, Blühnbach und Konopiště/Konopischt wurde Franz Ferdinand

auch zu einer Leitfigur der späthistoristischen Richtung der Denkmalpflege. Hierfür legt die Betrauung des Neobarock-Architekten Ludwig Baumann (1853-1936) mit der Bauleitung der Neuen Wiener Hofburg, dessen Bauauftrag für das Wiener Kriegsministerium und für die Planung von Konzerthaus und Akademietheater berechtigt Zeugnis ab. Auch nach dem Ende des Ersten Weltkriegs hatte der Neobarock noch einige Bedeutung als Einrichtungsstil großbürgerlicher Stadtwohnungen. Als *Rosenkavalierbarock* konnte er sich auch in Salzburg mit den Inszenierungen der Salzburger Festspiele als nostalgischer, traumhaft überhöhter Kulturhintergrund neue Popularität schaffen.

Micheroli errichtete in Wien Neobarockbauten gemeinsam mit Alois Lefler wie den pompösen Zinspalast „*Daringerhof*“ (Sieveringer Straße 36), er entwarf auch zahlreiche Villen vor allem in Döbling und in Gars am Kamp, wo Micheroli einen Zweitwohnsitz hatte. Eine sehr ansprechende Innengestaltung Micherolis von 1924 ist im Café Tirolerhof (Wien I., Führichgasse 8) erhalten.

Beim Auftrag für die Umbauten am Casino Zögernitz kam es zu einer glücklichen Syntonie der Gestaltungsabsichten Fayands und Micherolis. Für die Arbeitsweise Micherolis war kennzeichnend, dass er auf eine außerordentliche (kunst)handwerkliche Qualität der Detailausführung Wert legte, wie ein langes Firmenverzeichnis der beteiligten Meisterbetriebe belegt, welches auch auf einer Gedenktafel angebracht wurde. Die Gestaltung der Gastgärten war einem Landschaftsgärtner anvertraut. Die aufwendigen Kunstschler- und Parkettarbeiten und die Gartenlaubenausführung lieferte die Firma Eduard Claus, die Maler- und Anstreicher- und Tapezierarbeiten waren auf fünf Spezialbetriebe aufgeteilt, daneben erscheinen weitere renommierte Zulieferer für die Ausstattung, wie die Gebrüder Thonet, Rasper & Söhne, Philipp Haas und das Teppichhaus Orendi. Diese Qualitätsgarantie sollte den hohen Ansprüchen des Gestaltungsentwurfs entsprechen.



Abb. 1: Casino Zögernitz, Wien XIX., Döblinger Hauptstraße 76. Ansicht nach der Renovierung von 1926/27. (Döblinger Heimat-Kreis).

Betrachtet man die Ansichten des Casino Zögernitz von 1927, (Abb. 1) so erkennt man sofort die neuen Bauakzente: Von der Döblinger Hauptstraße führten

zunächst zwei neue Portale, mit charakteristischen neobarocken und „*Art-Déco-Elementen*“ und am Einfriedungsgitter, direkt zum Speisesaal beziehungsweise zum Speisegarten. Der Altbau erscheint gartenseitig durch einen reizvollen Pavillon mit Mansarddach erweitert. Der Speisegarten wurde mit zierlichen Logenbauten in Teillagebauweise gegliedert.



Abb. 2: Der Speisesaal des Casino Zögernitz nach dem Umbau des Etablissements von 1926/27. (Döblinger Heimat-Kreis).

Der Speisesaal (Abb. 2) zeigt im Formenvokabular seiner reichen Ausstattung, dass Fayand und Micheroli hier keineswegs einem überholten Stil huldigten, sondern vielmehr ganz auf der Höhe der kunsthandwerklichen Mode der besten Wiener Gesellschaft standen: Die Gestaltung der Logen, der Türumrahmungen, der Beleuchtungskörper, die subtilen zeichnerischen Füllungen der großen Tapetenspiegel reflektieren viele Motive, die den reichen Entwürfen Professor Josef Hoffmanns aus der Wiener Kunstgewerbeschule sowie den Produktionen der „*Wiener Werkstätte*“ von Otto Prutscher und Dagobert Peche entsprechen. Auch international war man gut unterwegs: 1925 war auf der „*Exposition Internationale des Arts Décoratifs et Industriels Modernes*“ in Paris zum ersten Mal eine reiche Vielfalt von Produkten qualitativ hochwertigen Kunsthandwerks vorgestellt worden, die eine kraftvolle Gegenbewegung gegen die Nüchternheit der *Neuen Sachlichkeit* bewirken sollte. Diesen hochaktuellen „*Art Déco-Stil*“ in charmanter Weise nach Wien gebracht zu haben, war ein Verdienst der Umgestaltung des renommierten Casino Zögernitz durch Stefan Fayand und Adolf Micheroli. Eine objektive Bauforschung wird den künstlerischen Wert der Umbauten von 1926/1927 am Casino Zögernitz gewiss zu würdigen wissen und die Renovierung des Etablissements sollte, anstatt eine Zerstörung dieser Bauteile zuzulassen, deren sorgfältige Restaurierung inklusive der gartenkünstlerischen Gestaltung und Rekonstruktion bei rechtzeitiger Abänderung der geplanten Neubauten vorgesehen.

Mario Schwarz

Nachruf auf das Café Wunderer

NACHRUF auf ein altes Wiener Kaffeehaus namens Wunderer... Es war einmal ein uriges Wiener Kaffeehaus in der Hadikgasse, bei der Kennedybrücke. Es hätte als Kulisse für einen Film dienen können. Vom Nikotin gebräunte Wände, wackelige Thonetstühle, Marmorplatten auf den Tischen, Messinglampen. Ein Billardtisch und jede Menge Zeitungen. Dazu ein redseliger Kellner, der sich gerne auf ein Plauscherl einließ, und das Essen war recht gut - wienerisch-bürgerlich, so wie die meisten Kunden. Stammkunden waren die treuen Gäste bis zuletzt. Die "Laufkundschaft" blieb hingegen langsam aus. Zuerst machte eine große Firma auf der Penzingerstraße zu, dann die Bank am Eck. Die vielen Menschen, die aus der U Bahn - Station Kennedybrücke - heraufkamen, eilten offenbar meist sofort zur Straßenbahn. Wer Hunger hatte, nahm sich lieber schnell einen kleinen Imbiss und "Coffee-to-go", statt einen gemütlichen Kaffeehausbesuch einzuplanen.



Aber es sind nicht nur Kunden "schuld" am Sterben dieses Kaffeehauses. Der Pächter investierte sehr wenig in sein Lokal - der Eingangsbereich zum Kaffeehaus war z.B. wenig verlockend: ausgebrochene Stufen, verdorrte Pflanzen in zerbrochenen Kübeln,...man ging lieber vorbei. Auch wäre es vielleicht hilfreich gewesen, im Eingangsbereich des Schönbrunner Schlossparks ein

wenig Werbung für das Lokal zu machen. Das Café Dommayer ist meist total voll, die kleine Konditorei Aida am Ende der Maxingstraße ist gut besucht und sogar das Neo-Café im Parkhotel Schönbrunn wird schon frequentiert.

Nun, was auch immer das Motiv war, der Pächter war offenbar seit längerer Zeit nicht mehr bereit, das Ruder herumzureißen. Zeitungsmeldungen, die von dem drohenden AUS des Kaffeehauses und des angeschlossenen Wirtshauses am Eck berichteten, riefen besorgte Denkmalschützer auf den Plan. Als wir - Friedmund Hueber, mein Mann Robert Schediwy und ich, am 7. Juli 2013 das Kaffeehaus besuchen wollten, war es aber schon zu spät. Das Wunderer war gesperrt und der Pächter eifrig dabei, das Mobiliar zu verscherbeln. Er erzählte großmülig, wie lange er das Café geführt hätte und was, bzw. wer aller Schuld am Niedergang gewesen sei. Seine Rolle sah er aber dabei nicht. Außerdem meinte er, dass von der Originaleinrichtung nicht sehr viel noch vorhanden sei. Er selbst hätte den Parkettboden und die Stuckleisten anbringen lassen, einzig und allein der Holzteil der Balustrade stamme noch original aus der Zeit um 1900.



Der Pächter war sichtlich froh, dass McDonalds den ganzen Laden übernimmt – seine Freude wird sicher nicht grundlos gewesen sein. Wir setzten uns sofort mit McDonalds Austria in Verbindung. Die amerikanische Kette ist ja bekannt für ihre modernen, blitzsauberen Lokale, "cool and clean". Das ist ein überall auf der Welt nachvollziehbares Konzept. Das Unternehmen bemüht sich ernsthaft, weltweit immer den gleichen, guten Standard in Punkto schnelles Essen, Angebote und Sauberkeit zu erfüllen. Aber was wird aus unserem schönen, alten originellen Café an der Kennedybrücke? Die Pressestelle von McDonalds beruhigte. Man sei sich der speziellen Situation in Wien bewusst, hieß es, und werde "schonend" umbauen. Auch das Beispiel des ehemaligen Bahnhofsrestaurants im Budapester Westbahnhof, wo nach der *McDonaldisierung* eine echte Revitalisierung stattgefunden hat, ließ uns hoffen. Die geglückte Verbindung von alt und neu

machte diese Mc Donalds-Filiale zum wahrscheinlich „schönsten Schnellimbiss Europas“.

Wir versuchten eindringlich, telefonisch den Leuten in der Wiener Konzernniederlassung die Bedeutung des immateriellen Kulturerbes, das die Unesco 2011 der Wiener Kaffeehauskultur zubilligte, als Vorgabe in Wien ans Herz zu legen. Man versicherte uns: "Ja, ja, glauben Sie uns, wir werden es schon richtig machen...."

Und was ist daraus geworden? Man hat auf Wien, die Kaffeehauskultur, auf die Unesco und die vollmundigen Versprechen gepiffen. Das Lokal ist nach *Schema F* eingerichtet, die schöne Balustrade verdeckt. Der Imbiss ist jetzt cool und clean wie ein OP-Saal. Essen wie gewohnt, Einrichtung wie gewohnt: Da findet sich nichts Gemütliches mehr, nichts "Wienerisches", kein Flair. Nur geht es sichtlich nur um den Profit und die Rechnung ging für McDonalds auf. Der Laden ist voll. Aber wie zum Hohn kleben noch zwei Jugendstil-Stuckelemente an der Wand

Renate Schediwy-Oppolzer

renate.schediwy@gmx.at



**APOTHEKE
ZUM GOLDENEN REICHSAPFEL**

Mag. pharm Dietmar Kowarik e.U.
A-1010 Wien, Singerstr. 15
Tel: 0043/1/512 41 44 www.reichsapfel-apotheke.at
Fax: 0043/1/512 13 32 info@reichsapfel-apotheke.at

**Ihr Berater in allen Fragen
der Gesundheit und Schönheit !**

Gedenkstätte Gustav Klimt erhielt Europa-Nostra- Auszeichnung

Im Rahmen des *Europäischen Kulturerbe Kongresses 2014* von Europa Nostra, der im Mai 2014 in Wien stattfand, wurde der wichtigste Baukulturerbepreis Europas, der *EU-Preis für Kulturerbe / Europa Nostra Award*, in einer Festveranstaltung im Wiener Burgtheater, die unter dem Ehrenschutz des Bundespräsidenten Dr. Heinz Fischer stand, und in Anwesenheit der Kommissarin für Erziehung, Kultur, Sprachen und Jugend der Europäischen Union, Androulla Vassiliou, sowie des Präsidenten von Europa Nostra Plácido Domingo verliehen. Für den *Europa Nostra Award 2014* waren insgesamt 160 Projekte aus 17 Ländern eingereicht worden. Als einziger Preisträger aus Österreich von insgesamt 27 prämierten Projekten erhielt der Verein *Gedenkstätte Gustav Klimt* für dessen jahrelangen und erfolgreichen Einsatz zur Erhaltung des Ateliers des weltberühmten Wiener Künstlers in Wien - Hietzing den prestigereichen Europa Nostra Award.

Die Bemühungen um dieses Kulturdenkmal gehen bis in das Jahr 1998 zurück, als mit dem Wiederauffinden von Bauplänen und Bauuntersuchungen durch Prof. Mag. Gerhard Weissenbacher und Dipl.-Ing. Herbert Rasinger der eindeutige Nachweis gelang, dass die Atelierräume, in denen Gustav Klimt von 1911 bis zu seinem Tod 1918 künstlerisch arbeitete, im Baubestand der 1922/23 errichteten neobarocken Villa Ernestine Werner erhalten ist. Im Januar 1999 erfolgte die Gründung des Vereins *Gedenkstätte Gustav Klimt*. Schon im Februar dieses Jahres gab die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege die Nummer 112 ihrer Zeitschrift *Steine sprechen* mit Beiträgen von Gerhard Weissenbacher, Herbert Rasinger, Georg Becker, Maria Auböck, Mario Schwarz und Heide und Helmut Buschhausen heraus, die zur Gänze den Bauforschungsergebnissen und den Zielsetzungen der Gedenkstätte für Gustav Klimt gewidmet war.

Im Jahr 2000 gewährte die Höhere Technische Lehranstalt Spengergasse, die zu dieser Zeit die Liegenschaft nutzte, dem Klimt-Verein die Möglichkeit, die Atelierräume in der Villa zu betreuen und der Öffentlichkeit zu präsentieren. Das Gebäude, welches 1957 von der Republik Österreich erworben worden war, wurde *wegen der historisch-kulturellen Bedeutung des Gebäudes oder seines Inhalts* auf die *Liste der Historischen Objekte* gesetzt und steht daher im Zuständigkeitsbereich des Nationalrats, vertreten über die Burghauptmannschaft durch das Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit.



Nordfront und Atelierräume der so genannten „Klimt-Villa“ nach Restaurierung 2012. Fotos: H.Rasinger ©.

2001 und 2003 kam es dennoch zu Verkaufsverhandlungen und Verwertungsbestrebungen durch das Wirtschaftsministerium. Im Zuge einer öffentlichen Ausschreibung betreffend Pacht oder Verkauf konnte die Jury kein Projekt zur Umsetzung empfehlen. Inzwischen gewährte die Burghauptmannschaft dem Verein *Gedenkstätte Gustav Klimt* einen Präkariumsvertrag zur Öffnung und Nutzung des Klimt-Areals.

Die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege unterstützte weiterhin durch Forschungen und deren Veröffentlichung die Bestrebungen des Klimt-Vereins. Als im Juni 2002 der illegale Abriss eines Nachbarhauses in der Feldmühlgasse erfolgte, und weitere Grundstücksspekulationen drohten, legten Heide und Helmut Buschhausen eine umfangreiche kulturhistorische Studie vor, die das Umfeld der *Klimt-Villa*, die Beziehungen Gustav Klimts zu dessen Künstlerkollegen Felix Albrecht Harta und die Umstände beleuchteten, unter denen das einstige Gartenhaus mit dem Atelier Gustav Klimts ab 1922 in die neobarocke Villa umgewandelt wurde. Die Untersuchungen wurden im August 2002 in der Doppelnummer 124/125 der Reihe *Steine sprechen* veröffentlicht, die wieder zur Gänze diesem Thema gewidmet war.

2004 erfolgten neuerlich Verkaufsverhandlungen seitens des Wirtschaftsministeriums. Der Zuschlag an den Höchstbieter - eine *Wien-Moskau-GmbH* - konnte durch einen Appell des Klimt-Vereins an den Nationalrat verhindert werden. Im Mai 2005 erfolgte eine weitere Präsentation des Klimt-Ateliers in Kooperation mit der Leopold-Museum-Privatstiftung.

2005 gab der Klimt-Verein die Publikation *Ein Besuch bei Gustav Klimt* heraus, die den Besuch des japanischen Malers Kijiro Ohta im Jahr 1913 bei Gustav Klimt in dessen Atelier dokumentiert. Nach der erstmaligen Teilnahme der Gedenkstätte Gustav Klimt an der *Langen Nacht der Museen* im Oktober 2005 kam es im darauf folgenden Jahr zu einer Fülle von kulturellen Veranstaltungen. Das Atelier blieb von Ostern bis Oktober an jedem Sonn- und Feiertag für das Publikum geöffnet.

Unerwartete Veränderungspläne tauchten im Jahr 2007 auf, als die Direktorin des Belvedere, Dr. Agnes Husslein-Arco Bundesbedarf an dem Gebäude, das nunmehr gemeinhin, dabei dennoch irreführend *Klimt-Villa* genannt wurde, anmeldete. Die Pläne des Belvedere bestanden in einer vollständigen „Rückführung“ des Objekts in den Zustand zur Lebenszeit Gustav Klimts, was jedoch am Widerstand der Burghauptmannschaft, der Bezirksvertretung und der Öffentlichkeit scheiterte, denn *die tatsächliche Zurückführung des Gebäudes auf das ehemalige Atelier von Gustav Klimt hätte bedeutet,*

dass man das Gebäude bis auf den Kern niederreißt (Burghauptmann Dipl.-Ing. Wolfgang Beer).

Auf Grund der Forschungen von Heide und Helmut Buschhausen sowie von Mario Schwarz („Rückbau“ der *Klimt-Villa abgesagt. Neue Aspekte zur Erhaltung und Revitalisierung der Gustav Klimt-Gedenkstätte*“ in *Steine sprechen* Nr. 138/139, November 2009) wurde der kulturhistorische Eigenwert der neobarocken Villenüberbauung endlich auch behördlich anerkannt, und das Objekt im Jahr 2009 unter Denkmalschutz gestellt.

Nach einer Evaluierung der Klimt-Liegenschaft wurde vom Bund dem *Kuratorium für künstlerische und heilende Pädagogik – Comenius-Institut* der Fruchtgenuss der Liegenschaft in der Feldmühlgasse samt *Klimt-Villa* und Garten eingeräumt. Im Vertrag zwischen der Republik Österreich und dem Kuratorium wurde festgelegt, dass die Gedenkstätte im gesamten Erdgeschoß einzurichten und zu betreiben sei. Es wurden Öffnungszeiten festgelegt und der Zugang des Publikums zu einem Teil des Gartens geregelt.

Ab 2010 erfolgte die sorgfältige, denkmalgerechte Restaurierung des Objekts unter Aufsicht des Bundesdenkmalamts durch Architekt Mag. Eduard Neversal im Kostenrahmen von 1,8 Millionen Euro. Das 1958 errichtete Walmdach über der Villa wurde entfernt und die ursprüngliche, für den Umbau im *Rosenkavalier-Barock* der 1920er Jahre charakteristische Dachterrasse mit Balustrade und Dachhäuschen rekonstruiert. Auch die Einrichtung der Atelierräume wurde von Architekt Neversal neu arrangiert. Am *Tag des Denkmals 2012* wurde die vorbildlich restaurierte *Klimt-Villa* wieder eröffnet und dem Publikum präsentiert.

In Anbetracht der jahrelangen erfolgreichen Zusammenarbeit beschloss der Vorstand der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege, den Verein *Gedenkstätte Gustav Klimt* für die Zuerkennung des *European Heritage Awards 2014* einzureichen, der am 5. Mai dieses Jahres feierlich überreicht wurde*.

Mario Schwarz

* Die Nominierung des Klimt-Vereins für den *Europa Nostra Award 2014* erfolgte unter Kategorie 3: *Dedicated service by individuals or organisations ... whose contributions over a long period of time demonstrate excellence in the protection, conservation and enhancement of cultural heritage in Europe. The contribution should be of a standard which would be considered outstanding in the European context.*

Restaurierung von Deckengemälden Camillo Sittes

1871 erhielt Architekt Franz Sitte vom Generalabt der armenischen Mechitharisten-Congregation in Wien den Auftrag zum Neubau einer Klosterkirche dieses Ordens an Stelle der ehemaligen Kapuzinerkirche in der Neustiftgasse, die den Mechitharisten bis dahin als Kirchenprovisorium gedient hatte. Franz Sitte (1818-1879), der von 1850 bis 1861 für die Bauausführung der Altlerchenfelderkirche, eines Hauptwerks des Romantischen Historismus, nach Plänen des Schweizer Architekten Johann Georg Müller verantwortlich gewesen war, gestaltete den Entwurf für die Kirche der Mechitharisten in Anlehnung an Fassadenmotive der Altlerchenfelderkirche in neugotischen Formen. 1872 übernahm sein Sohn Camillo Sitte (1843-1903) die Bauleitung und änderte sogleich das Stilkonzept: Fassade und Innengestaltung wurden nach Vorbildern der italienischen Renaissance formuliert, wobei sich die Erinnerung an das historische Ereignis einer Union der armenischen mit der katholischen Kirche am Konzil von Florenz und Ferrara von 1439 als Motivation anbot.

Für die Innengestaltung der Kirche war Camillo Sitte von der Idealvorstellung eines sakralen Gesamtkunstwerks in abgestimmtem Zusammenwirken von Architektur, Wandmalerei und Kunsthandwerk geleitet, wie es sein Vater Franz Sitte – wenn auch in anderen Stilformen – bei der Ausstattung der Altlerchenfelderkirche verwirklicht hatte. Camillo Sitte entwarf von Anbeginn an Kartons für das groß komponierte Hochaltarbild, das die Stirnwand des Chores einnehmen sollte, sowie für die Darstellungen von Heiligen und Engeln an den Wänden des Kirchenschiffs. Aus Geldmangel blieb die Innenausstattung allerdings Jahrzehnte lang unvollendet. Am 15. August 1874 wurde die Kirche in unfertigem Zustand durch den Generalabt der Mechitharisten Erzbischof Jakobus Bosagian eingeweiht.

Camillo Sitte blieb neben seinen vielfältigen beruflichen Verpflichtungen als Direktor der Staatlichen Gewerbeschulen in Salzburg und Wien und seiner Tätigkeit als frei schaffender Architekt, Stadtplaner, Journalist, Publizist und Privatgelehrter der Mechitharisten-Congregation weiterhin eng verbunden. Zu besonderen Anlässen, wie der Abwahl von Erzbischof Vardan Josef Esztegar (1884) oder zum goldenen Priesterjubiläum von Generalabt Erzbischof Arsen Aydinian (1895) entwarf Camillo Sitte Seitenaltäre für die Klosterkirche. Im Jahr 1901 kam es anlässlich des Jubiläums des zweihundertjährigen Bestehens der Mechitharisten-Congregation endlich zur Ausführung der malerischen Ausstattung der Wände und



Abb. 1: Decke des Saalraumes der Mechitharistenkirche in Wien VII, erbaut 1871-1874, malerische Gestaltung nach Entwurf und in teilweise eigenhändiger Ausführung von Camillo Sitte (1901). Photo: Mag. Christian Chinna.



Abb. 2: Darstellung eines Erzengels am Gewölbe zwischen den Stichkappen. Photo: Christian Chinna.



Abb. 3: Darstellung einer Sibylle im südöstlichen Zwickel des Gewölbes. Photo: Christian Chinna.

Gewölbeflächen der Kirche nach Entwurf und teilweise in eigenhändiger Ausführung Camillo Sittes. Das Tonnengewölbe des Saalraumes der Kirche sowie die drei tiefen Stichkappen an jeder Längsseite wurden mit reichem malerischen und ornamentalen Schmuck versehen. In den Schildbogen unter den Stichkappen wurden giebelbekrönte Ädikulen angebracht, welche Heiligendarstellungen umrahmen. Durch diesen Kunstgriff wurde die architektonische Gliederung der Längswände der Kirche in Renaissanceformen illusionistisch bis in den Gewölbereich emporgeführt.

Nach Schäden im Zweiten Weltkrieg wurden die Gewölbemalereien Camillo Sittes, alle dekorativen Muster so wie die Darstellungen von Erzengeln, Sibyllen und Propheten übertüncht. Im Zuge von Nachforschungen im Archiv der Mechitharisten-Congregation konnten im Jahr 2009 vom Unterzeichneten historische Photoaufnahmen der Gewölbemalereien aufgefunden werden, die in Ausgabe Nr. 138/139 der Reihe *Steine sprechen* veröffentlicht wurden. Das Österreichische Bundesdenkmalamt unter Landeskonservator Univ.-Dozent Dr. Friedrich Dahm griff daraufhin unsere Anregung auf, Untersuchungen über die Möglichkeit einer Freilegung und Restaurierung dieser Malereien zu unternehmen. Da diese Proben erfolgreich verliefen, entschloss man sich zur Abdeckung der übertünchten Malereien, die stellenweise ergänzt werden mussten. Mit ihrer Restaurierung wurde das reich farbig differenzierte Erscheinungsbild des Kircheninneren nach den Intentionen Camillo Sittes wieder gewonnen und ein einzigartiges originales malerisches Werk des vielseitigen Künstlers gerettet.

Am 5. und 6. November 2014 wird mit der Präsentation des 6. Bandes (*Entwürfe und städtebauliche Projekte*) der Camillo-Sitte-Gesamtausgabe (CSG) im Rahmen des Symposiums *Camillo Sitte / Smart City* an der Technischen Universität Wien die Herausgabe der sämtlichen Schriften und Werke des großen österreichischen Pioniers des künstlerischen Städtebaues abgeschlossen. Neben einem Reprint der ersten Ausgabe seines epochalen Bucherfolges von 1889 *Der Städte-Bau nach seinen künstlerischen Grundsätzen* (CSG Bd. 3) umfasst die Reihe Sittes *Schriften zu Kunstkritik und Kunstgewerbe* (CSG Bd. 1), seine *Schriften zu Städtebau und Architektur* (CSG Bd. 2), die *Schriften zu Pädagogik und Schulwesen* (CSG Bd. 4) und die *Schriften zu Kunsttheorie und Kunstgeschichte* (CSG Bd. 5).

Univ.-Prof. Dr. Mario Schwarz, Mitglied des Österreichischen Nationalkomitees ICOMOS, Vorstandsmitglied der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege

mario.schwarz@univie.ac.at

Im Gedenken an Helmut Buschhausen †



Am 1. Juli 2014 verstarb nach schwerer Krankheit unser langjähriges Vorstandsmitglied Universitätsprofessor Dr. Helmut Buschhausen. Mit ihm ist ein international hoch angesehener Kunsthistoriker und von Kollegen und Studenten sehr geschätzter Universitätslehrer aus dieser Welt geschieden..

Geboren am 7. 4. 1937 in Castrup-Rauxel als Sohn des Malers und Schriftstellers Hans J. Buschhausen studierte er nach dem Schulbesuch in Minden zuerst an der Universität in Münster Kunstgeschichte, Klassische Archäologie, orientalische Sprachen und Kirchengeschichte und setzte danach sein Studium an der Universität Wien bei Karl Maria Swoboda fort. 1966 promovierte er mit einer Dissertation über Domenichino bei Otto Demus. 1973 erwarb er die Habilitation für Kunstgeschichte an der Universität Wien mit einer Arbeit über die süditalienische Bauplastik im 12. und 13. Jahrhundert im Königreich Jerusalem, die in den Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften publiziert wurde. 1976 bis 2002 lehrte Helmut Buschhausen als Professor für Byzantinische Kunstgeschichte am Institut für Kunstgeschichte und

am Institut für Byzantinistik und Neogräzistik der Universität Wien. Als Spezialist für bis dahin wenig erforschte Gebiete des byzantinischen Kulturraumes wie Armenien, Albanien und das koptische Ägypten forschte Buschhausen vor allem im Bereich der Monumental- und Buchmalerei, wobei er zahlreiche Arbeiten, wie den Katalog der armenischen Handschriften der Bibliothek der Mechitharisten-Congregation in Wien gemeinsam mit seiner Gattin, der Kunsthistorikerin Dr. Heide Buschhausen, herausgab. Byzantinischen Mosaiken in Jordanien war eine Ausstellung im Jahr 1986 auf der Schallaburg gewidmet, die Buschhausen kuratierte.

Neben den Forschungen zur Malerei unternahm Helmut Buschhausen auch archäologische Ausgrabungen. Erste Erfahrungen in der Feldarchäologie erwarb er unter der Leitung von Ludwig Budde in Mopsuestia. Von 1988 bis 1993 organisierte und leitete er die Ausgrabungen des frühchristlichen Klosters in Abu Fana in Mittelägypten.

Im Rahmen der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege widmete sich Helmut Buschhausen gemeinsam mit seiner Gattin unter anderem den Initiativen zur Erhaltung der *Gustav-Klimt-Gedenkstätte* in der Feldmühlgasse, wobei er an der Erforschung der Baugeschichte der so genannten *Klimt-Villa* maßgeblich mitwirkte und den weiteren kulturhistorischen Zusammenhang auch durch die Beziehung Klimts zu dem Maler Felix Albrecht Harta erhellte. Helmut Buschhausen publizierte außerdem in der Zeitschrift unserer Gesellschaft wertvolle Forschungsberichte über seine Untersuchungen an Baudenkmalern in Albanien und in Ägypten sowie über seine Arbeiten zu den illuminierten Manuskripten des Mechitharistenklosters in Wien. Die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege verdankt Helmut Buschhausen die wiederholte Vermittlung bedeutender Subventionen, durch die über längere Zeit der Weiterbestand der Zeitschrift *Steine* sprechen gesichert werden konnte.

Der Tod des liebenswerten Kollegen hinterlässt im Vorstand der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege eine sehr bedauerliche Lücke.

Mario Schwarz

Trauer um Ehrenpräsident Alois Machatschek †



Im 86. Lebensjahr in Salzburg verstorben ist der ehemalige Präsident (von 1998-2006) und seit 2006 Ehrenpräsident der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege, Alois Machatschek. Der emeritierte Universitätsprofessor an der Technischen Universität Wien, Architekt, Diplomingenieur und Doktor der technischen Wissenschaften hat wie kaum ein anderer Wiener Architekt des 20. Jahrhunderts führend auf dem Gebiet der theoretischen und praktischen Denkmalpflege in Forschung, Lehre und Ausführung gewirkt.

Geboren am 25. November 1928 in Preßburg als Sohn eines Bauunternehmers, arbeitete er nach seinem Studium an der Technischen Hochschule in Wien als Assistent am Institut für Baukunst und Bauaufnahmen dieser Anstalt, an dem einst Heinrich von Ferstel gelehrt hatte. Machatscheks Lehrer und Vorgesetzter an diesem Institut war Professor

Karl Holey, der Gründer und erste Präsident unserer Gesellschaft, die damals noch den Namen *Verein für Denkmalpflege in Wien* trug. In der Folge war Alois Machatschek als Mitarbeiter von Professor Michel Engelhart, der von 1956 bis 1958 als zweiter Präsident unserer Gesellschaft fungierte, an ersten großen Restaurierungsprojekten in Wien, wie dem Wiederaufbau des Burgtheaters und der Wiederherstellung des Stadtpalastes der Grafen Harrach an der Freyung beteiligt.

In den 1960er Jahren wandte sich Alois Machatschek der architekturhistorischen Forschung an antiken Denkmälern zu und habilitierte sich mit einer Arbeit über Grabbauten in Kilikien (Türkei) als Dozent an der Technischen Hochschule Wien. Diese Arbeit wurde für die einschlägige Forschung zu einem unverzichtbaren Standardwerk. Schon in dieser Zeit lehrte er Theorie der Denkmalpflege auch an den Universitäten von Rom, Bagdad und Istanbul. Die Anastylose des Vespasiansmonuments in Side an der türkischen Südküste, die Leitung eines Bauforschungsprojekts in Selge (Pisidien) und archäologische Forschungsarbeiten in Aphrodisias (Karien) waren weitere Leistungen auf diesem Gebiet.

In den späten sechziger Jahren entwickelte Machatschek unter Einbindung interessierter Studierender einen *Wahlplan Denkmalpflege* an der TU-Wien, im Rahmen dessen auch Feldarbeiten als *Grabungsarchitekten* für Studierende angeboten wurden. Hier wurzelten auch die Anastylosen am Teträpylon in Aphrodisias sowie der Celsusbibliothek und des Südtores der Agora in Ephesos.

Danach widmete sich Alois Machatschek neben seiner ständigen Lehrtätigkeit im Fach Denkmalpflege an der Technischen Universität Wien wie auch an der Universität Leuven (Belgien) verstärkt architektonischen Restaurierungsaufgaben. 1970 konnte die Revitalisierung des Schlosses der Grafen Harrach in Rohrau mit der Wiederaufstellung der Harrach'schen Gemäldesammlung vollendet werden. Danach folgten zahlreiche Aufträge des regierenden Fürsten von Liechtenstein. Das zwischen 1978 und 1986 verwirklichte umfangreiche Projekt der Restaurierung des ehemaligen Bank- und Börsengebäudes der Oesterreichisch-Ungarischen Bank in der Wiener Herrengasse (*Palais Ferstel*) wurde von *Europa Nostra* als vorbildliche Leistung mit einer internationalen Auszeichnung bedacht. Gleichzeitig konnte noch ein weiteres mehrjähriges Restaurierungsprojekt, die Wiederherstellung der von Otto Wagner gestalteten Stationsgebäude und

technischen Bauwerke der Wiener Vorortelinie vollendet werden, die in den Jahren 1979 bis 1987 von den Österreichischen Bundesbahnen als Schnellbahnlinie reaktiviert wurde. Auch diese denkmalpflegerische Leistung wurde von *Europa Nostra* ausgezeichnet.

Große internationale Anerkennung brachte Professor Machatschek seine Rekonstruktion des *Goldenen Saales* im Rathaus von Augsburg. Über viele Jahre wirkte er auch als Gutachter auf dem Gebiet der Denkmalpflege für die Auszeichnungen der *Toepfer-Stiftung* in Hamburg sowie für das Internationale Burgeninstitut (IBI). Jahrelang fungierte Alois Machatschek ehrenamtlich als Vorsitzender des Denkmalbeirats beim Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung.

Während all dieser Jahre wirkte Alois Machatschek bis zu seiner Pensionierung an der Technischen Universität Wien zunächst als Dozent, dann als außerordentlicher und schließlich als ordentlicher Professor für Denkmalpflege und bildete auf diesem Gebiet zahlreiche Schüler aus. Diese schätzten ihn als hervorragenden Lehrer, als eindrucksvolle Persönlichkeit, als Vorbild und als Förderer, und werden seiner stets in Dankbarkeit gedenken. Die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege schließt sich diesem Gedenken in aufrichtiger Anerkennung seiner großen Leistungen für die Denkmalpflege in Österreich sowie in Dankbarkeit für seinen Rat und seine Unterstützung als Präsident und Ehrenpräsident der ÖGDO an.

Persönlich haben wir ihm, mit vielen Fachleuten auf dem Gebiet der Denkmalpflege und Bauforschung, für die Vermittlung des wertvollen *Wissensmixes* in diesen Disziplinen und dafür zu danken, dass er unsere Begeisterung für diese Materie geweckt und immer wieder belebt hat.

Mario Schwarz und Friedmund Hueber

Foto von Christian Chinna

2014: Jahr der Burgenländischen Baukultur

Noch bis Jahresende laden im Burgenland zahlreiche baukulturelle Veranstaltungen und Vorträge Architektur- und Bauinteressierte zum Mitmachen ein. Dazu zählen neben landeskundlichen Diskussionsnachmittagen im Eisenstädter Landhaus auch baukulturelle Hotterwanderungen sowie Exkursionen zu „Sakraler Architektur und Schulbau“. Auch Architekturbesichtigungen noch bestehender alter Meierhöfe oder neugenzutter Langstreckhäuser stehen am Programm. Oftmals sind falsche Sanierungsmaßnahmen Schuld an Bauschäden. Fachleute erklären, warum die richtige Materialwahl so wichtig ist, um das bauphysikalische Gefüge bei bäuerlichen anonymen Bauten nicht zu stören.

Zum hochaktuellen Thema „Wenn Identitätsorte verschwinden“ wird Burgenlands Landeskonservator Mag. Peter Adam am 7. Oktober im Landhaus referieren. Die Ausstellung „Baukultur im Focus“ zeigt die wichtige Zusammenarbeit zwischen Fotografie und Baukultur in der Burgenländischen Landesgalerie (10.10.-16.11. 2014). Mit diesen zahlreichen Veranstaltungen im Jahr 2014 will die Initiative des Kulturreferats Burgenland aufzeigen, dass die Entstehung von Baukultur ein Prozess ist, der nicht nur Architekturschaffende betrifft, sondern jeden Einzelnen. Für die Gestaltung unseres unmittelbaren Lebensraumes sind wir nämlich alle verantwortlich, denn der um uns bebaute Raum beeinflusst maßgeblich unsere Lebensqualität und ist zugleich Visitenkarte der Region.

Vor allem will man mit der Aktion neben Anregungen zur Ortsbildpflege auch erstmals Bewusstseinsarbeit leisten und zur Kommunikation ermuntern. Auch soll dem Wahrnehmungsproblem entgegengesteuert werden, dass im Burgenland wenig Baukultur anzutreffen ist und Bausünden vorherrschen. Vielmehr will die vorbildhafte Initiative sichtbar machen, dass durch die im Land vorhandene Baukultur die Vergangenheit aufgezeigt und die Verschmelzung mit der Modernität sichtbar und erklärbar wird. (Abb. 1)



Abb. 1: Landwirtschaftliches Anwesen: Moderne Stadlarchitektur mit Wohnhaus im gleichen Material.

Das Schwerpunktprogramm kreist um den bisher viel zu wenig beachteten Architekturraum Burgenland und die Lösung seiner Probleme, wobei die Koexistenz von Alt und Neu im gebäudespezifischen wie im gesamtäumlichen Kontext allgegenwärtig ist. (Abb. 2):



Abb. 2: Breitenbrunn: Alter Edelhof mit restauriertem spätgotischen Gewölbe. Heute Ausstellungsraum für moderne Kunst.

Dazu gehört oft der notwendige Umbau von bestehender Substanz, wie etwa neue Erweiterungen oder eine neue Nutzung alter Häuser, aber auch technische Notwendigkeiten, wie neue Konstruktionen in alten Gebäuden. Bauliche Veränderungen stehen immer im Spannungsfeld mit dem Umgang des kulturellen Erbes - vor allem auch jenes der Nachkriegsjahrzehnte. Sinn der Initiative Baukultur ist es – bei Konzentration auf das Lokale und Regionale - Unzulänglichkeiten der vergangenen Perioden vermeiden zu helfen. Das betrifft vor allem Revitalisierungen, Bau-Umnutzungen oder Ergänzungen und das Füllen von Baulücken – alles Vorgänge, die viele Bausünden bisher verursacht haben. Vor allem beim Schließen von Baulücken im dörflich strukturierten Burgenland sind individuelle Lösungen erforderlich, welche das vorhandene örtliche Dorfgefüge nicht stören, sondern ergänzen. (Abb. 3).



Abb. 3: Siegerprojekt Architekturpreis des Landes Burgenland 2014 (Architekten Schremmer & Wimberger gemeinsam mit Landschaftsarchitektur 3:0). Es handelt sich um ein Ferienhaus mit Garten im Ortsgebiet von Deutschkreuz.

Hierbei können fachlich ausgebildete Architekten beste Ideen liefern, wie eines der Siegerprojekte des diesjährigen Architekturpreises des Burgenlands - eingereicht von den Architekten Schremmer & Wimberger gemeinsam mit „Landschaftsarchitektur 3:0“ - zeigt. Es handelt sich dabei um ein Ferienhaus mit Garten im Ortsgebiet von Deutschkreuz.

(Kontakt: www.baukulturburgenland.at)

In einer aufwendigen Publikation (Ende November 2014) werden daher weitere vorbildhafte moderne Gestaltungsweisen vorgeführt, welche der archaischen Region zwischen Neusiedlersee und Raabmündung zu einem neuen spannendem

Architektur-Image verholfen haben. Diese baukünstlerischen Spuren, welche bedeutende österreichische Architekten von 1960 bis 2000 in dem einst ärmsten Bundesland Österreichs legten, lassen die sogenannte „Metallfenster-Zeit“ an dörflichen Langstreckhöfen vergessen. Die in phantastischen Fotos im Buch vorgeführten Ausnahmebauten, stammen von Friedrich Kurrent, Roland Rainer, Johann Gsteu, Johannes Spalt, Peter Noever, Ernst Hiesmayr / Peter Waldbauer, Günther Domenig / Elfriede Huth, Raimund Abraham, Ottokar Uhl und Walter Pichler. Die Bautenauswahl von verschiedener Typologie und Nutzung, umfasst neben Kirchen, Sommerhäusern, Museen, auch Architektur für einen Ausstellungspavillon sowie „Die Grube“, von Peter Noever im Stil der „Landart“ erbaut.

Ergänzend dazu werden aber unter dem Thema „Film und Baukultur“ anhand von Präsentationen nationale und internationale vorbildhafte Bauten verschiedener Spezies vorgeführt.

Zur weiteren Bewusstseinschärfung für Architektur im Alltag wird das Bundesdenkmalamt am 28. September nicht nur im Burgenland - sondern österreichweit - anlässlich des „Tag des Denkmals 2014“ Führungen zu sonst nicht öffentlich zugänglichen Denkmälern ermöglichen. Unter dem Motto „Illusionen“ wird Trompe-l'oeil-Malerei (Scheinarchitektur) gezeigt, wobei das Können anonymen Baumeister im Mittelpunkt steht. (www.tagdesdenkmals.at)

2014 scheint aber wirklich ein Glücksjahr für die pannonische Baukultur zu sein, denn zur burgenländischen Initiative hat sich noch das Projekt REGIOGOES (www.regiogoes.eu) gesellt, welches den Wohnbau sowie die siedlungsspezifischen, soziodemographischen und baukulturellen Entwicklungspotentiale des Grenzgebiets Bratislava und Nordburgenland - Bezirk Neusiedl am See - derzeit analysiert. Auf dieser Grundlage werden in ausgewählten Orten neue innovative Bau- und Wohnformen für diverse Alters- und Sozialgruppen entwickelt und alte Baustrukturen mit neuen Funktionen besetzt. Ein wichtiger Aspekt dabei, ist die Bekanntmachung des baukulturellen Erbes in dieser Grenzregion, wo im Moment zahlreiche Slowaken Grundkäufe tätigen. Das Projekt wird gefördert aus Mitteln des Europäischen Fonds für Regionalentwicklung im Rahmen des Programmes zur bilateralen grenzüberschreitenden Kooperation

ÖSTERREICH-SLOWAKEI 2007-2013. Leadpartner ist die Österreichische Akademie der Wissenschaften, Institut für Stadt- und Regionalforschung, Mag. Dr. Vera Kapeller (vera.kapeller@oeaw.ac.at). Die Pilot- und Machbarkeitsstudien sowie architektonische Entwürfe in ausgewählten Orten der Grenzregion werden in Zusammenarbeit mit der Fakultät für Architektur der STU (Slowakische Technische Universität) durchgeführt.

*Mag. phil. Désirée Vasko-Juhász, Journalistin
& Kunsthistorikerin, Buchautorin &
Ausstellungsmacherin*

daisy.vasko@gmail.com

Architektenwettbewerb zur Restaurierung der Heiliggeistkirche in Bruck an der Mur

Die Instandsetzung der gotischen Heiliggeistkirche in Bruck an der Mur, deren Geschichte in *Steine sprechen* Nr. 142 im März 2011 dargestellt wurde, macht bedeutende Fortschritte. In Nr. 146 unserer Zeitschrift berichteten wir von der Privatinitiative der Familie Harnoncourt zur Rettung dieses architekturhistorisch einzigartigen Bauwerks, das vom Abbruch bedroht war. Inzwischen hat die Stadtgemeinde Bruck an der Mur als Eigentümerin des Objekts Zwischendecken und Zwischenwände entfernt, sodass der Innenraum wieder in seiner eindrucksvollen Höhe erlebbar ist.

Auf Initiative des Obmanns des *Fördervereins HGK* Univ.-Prof. Dr. Philipp Harnoncourt veranstaltete die Stadtgemeinde Bruck an der Mur einen geladenen Architektenwettbewerb zur Instandsetzung und Restaurierung der Heiliggeistkirche. Im November 2013 wurden sechs Planungsbüros zur Teilnahme eingeladen, und im Februar 2014 entschied sich die Jury, der auch der Unterzeichnete angehörte, für die Annahme des Entwurfs des Architekturbüros Stingl-Enge aus Trofaiach. Wie Jurysprecher Albert Ortis erklärte, wird *bei diesem Projekt der Schnitt zwischen alt und neu ... sehr scharf gezogen*. Der Innenraum bekommt einen schalenförmigen Holzboden, dessen erhöhter Rand als Sitzbank dienen soll. Bei der Gestaltung wird auf die meditative Wirkung des von einem spätgotischen Sternrippengewölbe überspannten Innenraumes Bedacht genommen. An der Bausubstanz werden spätere

Veränderungen, wie Fenster aus der Zeit, als die profanierte Kapelle als Gasthaus verwendet wurde, rückgebaut und originale mittelalterliche Baudetails konserviert. Restauriert werden außerdem die historischen Inschriften und Wappenmalereien der fünf Stifter der im Jahr 1497 errichteten Kirche.

Am 20. Februar 2014 hielt Professor Philipp Harnoncourt im Rahmen der Veranstaltungen der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege im Künstlerhaus einen Vortrag über das Restaurierungsprojekt der Heiliggeistkirche und dessen neuesten Fortschritte.

Die Kosten der Instandsetzung werden mit eineinhalb Millionen Euro veranschlagt, wobei zwei Drittel für die Sanierung und ein Drittel für die architektonische Neugestaltung vorgesehen sind. Professor Harnoncourt ist derzeit auf der Suche nach Sponsoren, wobei unter anderen Stift Admont Bereitschaft zur Beihilfe angekündigt hat. Da der Förderverein von sämtlichen Geschwistern Harnoncourt initiiert worden ist, hat auch Dirigent Nikolaus Harnoncourt in großzügiger Weise Erträgnisse seines Konzerts bei der diesjährigen Styriarte für das Restaurierungsprojekt der Heiliggeistkirche zur Verfügung gestellt.

Der Bürgermeister der Stadt Bruck an der Mur betonte, wie dankbar er Philipp Harnoncourt sei, der sich mit seinem Förderverein diesem Baudenkmal annimmt: *Wir haben wirklich nicht gewusst, was wir mit diesem Bau machen sollen. Jetzt nimmt das Projekt Konturen an!*

Mario Schwarz



Ehem. Heiliggeistkirche in Bruck an der Mur: Sternrippengewölbe vor der Restaurierung (Februar 2014). Photo: Mario Schwarz.

2. Sizilienreise der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege, vom 11. – 20.10.2013

Schon 2012 wurde nach der großartigen Reise durch Westsizilien das Ersuchen an Prof. Dr. Mario Schwarz herangetragen, im kommenden Jahr eine Reise nach Ostsizilien zu organisieren. Es war für uns alle eine große Freude, dass dieses Vorhaben realisiert werden konnte und wir Mario in Catania am Flughafen in die Arme schlossen. Das dies nicht so selbstverständlich sein muss wurde uns bewusst, als unser Flugzeug auf dem Teilstück von Rom nach Catania in der Nähe des Ätnas kräftig durchgeschüttelt wurde. Auf der Fahrt zum Hotel begleitete uns kurze Zeit leichter Regen, der sich jedoch in den folgenden Tagen sehr rar machen sollte. Die Reisetilnehmer machten sich am nächsten Morgen nach dem Frühstück gegenseitig bekannt, wobei sich ein Großteil schon von den beiden voran gegangenen Reisen, die durch die ÖGDO organisiert wurden, kannte. Mario Schwarz stellte das Reiseprogramm vor und sprach von der wiederholt gezeigten Erneuerungskraft Siziliens, eine positive Eigenschaft, die uns in der Folge an Hand verschiedener Beispiele bewusst werden sollte. Am ersten Tag in Sizilien war ein Spaziergang in die Innenstadt Catantias, der zweitgrößten Stadt der Insel, vorgesehen. In welchen Dimensionen zu unterschiedlichen Zeiten in Sizilien gebaut wurde konnte man bereits am ersten Objekt, dem Kloster San Nicola ermessen. Es ist nach dem Kloster Mafra in Portugal das zweitgrößte in Europa. Die Baugeschichte zeigt, dass durch die in der Region immer wieder auftretenden Naturkatastrophen bauliche Aktivitäten notwendig wurden, die jedoch nicht immer zu Ende geführt werden konnten. Als Anschauungsbeispiele für diese Gegebenheiten dienen die vier mächtigen Säulenstümpfe vor der Kirchenfassade. (Abb. 1)



Abb. 1: Catania, Fassade der Klosterkirche San Nicola.

Die lang gestreckte Klosteranlage wird heute als Universität verwendet. Im antiken Theater kehrten wir zu den baulichen Wurzeln zurück. Auf griechischer Basis wurde von den Römern ein Bau errichtet, der den Bedürfnissen der flavischen Zeit entsprach. Nicht nur der Bau sondern auch die damit einhergehende Organisation ist beeindruckend. Wie uns unser Präsident, Prof. Hueber mitteilte, konnte die Anlage in drei Minuten geräumt werden. Der ehemalige Hafen stand unter dem Schutz des Castells Ursino - ein Bau aus der Stauferzeit, der in seiner Monumentalität die enorme Gestaltungskraft dieses Geschlechts vor Augen führt. Der Dom stellt sich in Form einer dreischiffigen Basilika dar und ist der heiligen Agatha, der Schutzpatronin Catantias, geweiht. Er wurde über den römischen Thermen erbaut und nach mehreren durch Erdbeben verursachten Umbauten im barocken Stil neu errichtet. An der das Querhaus krönenden Kuppel wird sichtbar, wie sich barocke mit alten normannischen Bauelementen verzahnen. Auf unserem Weiterweg begegnen wir noch einigen barocken Kirchenfassaden. Die nach Norden führenden Straßen lassen gelegentlich einen Blick auf den Ätna erhaschen. Am Abend stieß Rosanna zu uns und wurde von der Gruppe herzlich empfangen.

Am Sonntag erwartet uns ein Höhepunkt. Um das großartig gelegene Taormina erreichen zu können, müssen wir im Ort auf einen kleineren Bus umsteigen. Wir bewegen uns an exklusiven Geschäften vorbei, um das antike Theater zu erreichen. Vom Theater aus bieten sich Blicke zum Meer, dem Ätna und der nahen Felskulisse. Es gibt wohl kaum schönere Orte an denen jemals ein Theater errichtet wurde. Etwas südlich von Taormina befindet sich mit Naxos die älteste griechische Kolonie. Von hier aus wurde unter anderen auch Katane (Catania) gegründet. Im Museum finden sich einige Geisa, die das Auge unseres Präsidenten erfreuen. Ein Besuch im Dom von Acireale beschließt das Tagesprogramm.

Am Montag ist ausnahmsweise ein Weltnaturerbe am Programm. In nördliche Richtung fahrend erreichen wir, stetig steigend, die Talstation der Seilbahn auf den Ätna. Sie bringt uns in einer guten Viertelstunde auf 2500 m Seehöhe. Von hier aus besteht die Möglichkeit, entweder zu Fuß weiter zu gehen oder sich eines Geländefahrzeuges zu bedienen. Der Anstieg führt durch eine dunkelgraue, vegetationslose Landschaft. Der Weiterweg zu Spitze des Berges wird durch einen orkanartigen Sturm begleitet. Es ist auch die Sicht Richtung Catania und Meer nur sehr bescheiden. Am Rückweg zum Hotel machen wir einen Stopp beim Dom in Catania und besuchen die unterhalb gelegene Therme. Es ist immer wieder beeindruckend, zu sehen, welcher zivilisatorischer Standard in der Antike schon erreicht wurde.

Nach dem Frühstück am Dienstag müssen wir uns leider von Rosanna verabschieden, die aus beruflichen Gründen nach Alcamo zurückkehren muss. Heute steht uns ein intensiver Reisetag bevor. Zuerst fahren wir an die Nordostspitze Siziliens, nach Messina. Die enge Meeresstraße lässt einen Blick auf Kalabrien zu. Messina wurde 1908 durch ein Erdbeben zerstört, was darauf zurückzuführen ist, dass hier eine Trennzone zwischen zwei tektonischen Platten verläuft. Die Stadt wurde nach alten Plänen und Fotos wieder aufgebaut. Wir besuchen den ursprünglich normannischen Dom, das Denkmal von Don Juan d’Austria, einem illegitimen Sohn Karls V., der die Türken bei Lepanto besiegte und eine kleine noch im ursprünglichen Zustand befindliche normannische Kirche. Auf der Weiterfahrt nach Tindari, wo unser Mittagessen eingenommen wird, begleitet uns südlich eine Berglandschaft mit bis zu 2000 m hohen Bergen, die nur vom allgegenwärtigen Ätna überragt werden. Im Ort befinden sich die Reste des griechischen Tyndaris, einer der letzten griechischen Siedlungen. So spannt sich der Bogen griechischer Kolonisation in Sizilien von Naxos bis Tyndaris. Im Museum befindet sich ein überlebensgroßer Augustuskopf, ein Relikt aus der nachfolgenden römischen Epoche. Durch das überreiche Mahl verzögert sich unsere Weiterfahrt, so dass wir erst am späten Nachmittag in Cefalù eintreffen. Die normannische Kirche klebt direkt an dem sich hinter ihr aufbauenden mächtigen Felsmassiv. Wir betreten die Kirche schon im Dämmerlicht. Umso mehr wird der Kontrast zwischen dem kahlen dreischiffigen Langhaus und der Mittelapsis fühlbar, in der Christus Pantokrator in Mosaikdarstellung über den in mehreren Registern dargestellten Heiligen, thront. Alle Reiseteilnehmer, die im Vorjahr die großartigen Mosaiken in der Capella Palatina in Palermo und im Dom von Monreale bewundern konnten, hatten nun die Möglichkeit auch den Vorgängerbau kennen zu lernen. Die lange Rückreise über Zentralsizilien nach Catania bot die Möglichkeit zum ausgiebigen Resümieren und/oder Ausruhen.

Am Mittwoch, auf dem Weg nach Syrakus machen wir Station bei der auf einer Insel gelegenen ursprünglichen Stauerfestung Augusta. Sie wurde zuletzt als Hochsicherheitsgefängnis genutzt und ist nicht zugänglich. Unser nächstes Ziel Megara Iblea entfiel, da es der Fahrer nicht ausfindig machen konnte. Auch mit der Auffindung unseres Hotels hatten wir Schwierigkeiten und mussten uns eines Lotsenfahrzeuges bedienen. Nach einem Willkommenstrunk im Hotel fahren wir nach Syrakus. Wir besuchen den Archäologiepark mit dem großen Theater. Ein unweit davon befindlicher mächtiger Steinbruch öffnet sich zu einer hohen schmalen Höhle, dem „Ohr des Dionysios“. Den Bezug zur Moderne stellt ein von zwei französischen Architekten errichteter Kirchenbau dar, dessen Krypta 1968 und die darüber befindliche Kirche 1994 geweiht wurden. Der weite Kreis an der Basis

verjüngt sich nach oben zu gitterförmig zu einem schmalen Kegelstumpf (Abb. 2). Unweit vom Hafen haben sich Reste eines Apollotempels erhalten. Auch im Dom finden sich Reste eines der Athene geweihten Tempels. Die Zwischenräume zwischen den dorischen Säulen wurden in der byzantinischen Phase mit Seitenwänden geschlossen. Der Innenraum wurde dreischiffig gestaltet. Im Barock wurde der Westwand eine aufwendige Fassade vorgeblendet. In dem geschlossenen Platz vor dem Dom fügen sich repräsentative Palastbauten ein; an dem spätsommerlichen Abend übte er einen eigenen Zauber aus.



Abb. 2: Syrakus, Kirche der „weinenen Madonna“ (Santuario della Madonna delle Lacrime).

Am Donnerstag erreichen wir nach langer Busfahrt das unweit von Enna gelegene Morgantina. Die auf einem Bergrücken gelegene ehemalige griechische Siedlung ist weitläufig. An ein teilweise frei gelegtes Theater schließt ein Ekklesiasterion an, das für öffentliche Versammlungen vorgesehen war. Über eine Freitreppe gelangt man zur sehr großen Agora, in der sich noch Teile eines Macellum erhalten haben. Auffallend ist, dass die sich kreuzenden Wege durch Tafeln kenntlich gemacht wurden. Nach dem Mittagessen wartet ein Höhepunkt der Reise auf uns. In der Villa Casale in Piazza Armerina haben sich in zahlreichen Räumen großartige Fußbodenmosaiken erhalten (Abb. 3).



Abb. 3: Piazza Armerina, Römisches Pavimentmosaik.

Wenn wir uns die reichen Wandmalereien hinzudenken, müssen diese Räume einen überwältigenden Eindruck hinterlassen haben. Ein Beweis dafür, dass die Mächtigen des Reiches nicht nur in den großen Städten sondern auch in den ländlichen Bereichen aufwendig zu leben gewusst haben. Wir verlassen sehr beeindruckt die pompös ausgestattete Villa in südöstlicher Richtung nach Caltagirone. Die Stadt ist, wie viele sizilianische Siedlungen, an einem Hang angelegt, was dazu führt, dass wir eine steile Treppe zum Zentrum absteigen müssen. Einige Reiseteilnehmer können den reichhaltigen Angeboten der entlang des Weges liegenden Keramikgeschäfte nicht widerstehen. Am Ende unseres Stadtbummels gibt es noch Kontaktprobleme mit unserem Fahrer. Letztendlich finden wir uns jedoch vollzählig in unserem Bus ein.

Bei unserer Ausfahrt am Freitag verbleiben viele leere Plätze im Bus. Einige Reiseteilnehmer nutzen den schönen Standort des Hotels am Meer zum Baden und Ausruhen. Die Unermüdlichen machen sich in den Südosten der Insel zu den seit einigen Jahren unter dem Schutz der UNESCO stehenden Barockstädten auf. Die Region liegt an einer geologischen Bruchzone, was unter anderen zu einem schweren Erdbeben im Jahr 1693 führte. In den folgenden Jahrzehnten wurden diese Städte wieder aufgebaut und die Kirchen unter besonderer Betonung der Mittelfassaden teilweise mit zentralen Türmen versehen. Ein bedeutender Baumeister war Rosario Gagliardi, der an zahlreichen Kirchen- und Palastbauten mitgewirkt hat. Abgesehen von den einzelnen Bauwerken geht von den an steilen Hängen in tief eingeschnittenen Tälern liegenden Städten eine ungemein reizvolle Wirkung aus. Wir haben die Städte Noto (Abb. 4), Modica und Ispica besucht.



Abb. 4: Noto, Kathedrale S. Nicolò.

An unserem letzten Reisetag verlassen wir unser schön gelegenes Hotel mit zwei Booten und nähern uns so auf dem Seeweg der auf der Insel Ortigia gelegenen Altstadt von Syrakus. Zuerst besuchen wir das am südlichen Sporn der Insel gelegene Castello

Maniace. Es enthält in seinem Kern ein viertürmiges stauferzeitliches Kastell. Prof. Schwarz verwies hier auf Zusammenhänge mit dem Kernbau der Wiener Hofburg aus der gleichen Zeit, wobei die Person Kaiser Friedrichs II. wahrscheinlich eine wichtige Rolle spielte. Der Innenraum ist durch Bandrippengewölbe in quadratische Joche unterteilt. Das trichterförmige Eingangsportall lässt zisterziensische Einflüsse erkennen. Am Weiterweg machen wir einen kurzen Stopp in der Kirche S. Lucia alla Badia, wo es am Hauptaltar ein Bild von Caravaggio zu sehen gibt, das den Tod der hl. Lucia zeigt. Wir lassen noch einmal die reizvolle Atmosphäre des Domplatzes auf uns einwirken, bevor wir uns nach Scicli aufmachen. Sowohl hier als auch in der nachfolgend besuchten Stadt Ragusa bieten sich von der jeweils gegenüberliegenden Straßenseite atemberaubende Blicke auf die beiden Städte, die sich mit ihren Häusern nur wenig von der umliegenden Bergszenerie abheben. In Ragusa Ibla, der Altstadt, steigen wir zum Dom empor, den Rosario Gagliardi entwarf. Die Steilheit des Hanges gipfelt in dem hohen Mittelurm der Kirche. Die alte Oberstadt wurde durch rasterartig angelegte Stadtteile erweitert. Bei einer rückschauenden Betrachtung dieser weltweit von der UNESCO als einzigartig anerkannten Orte lässt sich sagen, dass sie mehr durch ihre Lage als durch die einzelnen Bauwerke wirken.

An unserem letzten Abend in Sizilien findet sich unsere Reisegruppe in dem bereits gewohnten Lokal in Catania ein. Es werden Dankesworte von unserem Präsidenten Prof. Hueber an Prof. Schwarz für die Gestaltung der sehr interessanten und eindrucksvollen Reise gerichtet. Unsere Kenntnisse über Sizilien haben sich in sehr anschaulicher Form erweitert, wodurch uns die Vielfalt und landschaftliche Schönheit dieser Region näher gebracht wurden. Schließlich hatten wir das Glück mit Herrn Dr. Gabriel einen profunden Kenner der italienischen Oper an Bord zu haben, der uns zu in Sizilien handelnden Opern qualitätvolle Aufnahmen vorspielte und diese mit interessanten Ausführungen ergänzte. Wir haben nun einen guten Überblick über dieses sehr schöne Land gewonnen und nachfolgende Reisen mögen zur Vertiefung unserer Eindrücke dienen.

**Text und Fotos: MMag. Dr. Anton Schifter
anton.schifter@chello.at**

Buchbesprechungen



Peter Dinzelbacher, Köpfe und Masken. Symbolische Bauplastik an mittelalterlichen Kirchen, Salzburg 2014, Verlag Anton Pustet, ISBN 978-3-7025-0741-1

„Köpfe und Masken. Symbolische Bauplastik an mittelalterlichen Kirchen“ lautet der Titel des im Format kleinen Büchleins (11,5 x 18 cm) über Köpfe und Masken im Salzburger Raum. Diese Figuren – eigentlich Teilfiguren – finden sich hauptsächlich an romanischen und gotischen Sakralbauten. Der Autor Peter Dinzelbacher, ein Mediävist, versucht die Welt dieser Figuren zu erklären. Gemeint sind die Köpfe und Fratzen, die uns von mittelalterlichen Kirchen anstarren. Zu finden sind sie sowohl im Inneren als auch am Außenbau von Kirchen, wo sie an Pfeilern, Säulen, Basen und Kapitellen zu sehen sind. Sie treten als Konsolfiguren oder auch manchmal einfach nur wandgebunden auf. Am Außenbau findet man solche oft auch *têtes coupées* oder Masken genannte Darstellungen an Türprofilen, Kragzonen, Dächern und Türmen. Die teils mysteriösen Gestalten treten sowohl als Einzelfiguren als auch zu mehreren gruppiert und in jeder nur denkbaren Façon auf.

Verschiedenste Ausformungen der vielfältigen Köpfe und Fratzen stellt Peter Dinzelbacher in diesem Buch vor. So dienten sie unterschiedlichsten Zwecken,

doch meistens blieb es wahrscheinlich bei Schutz- und Abwehrfunktionen. Die Vielfalt der Darstellungen reicht von Menschenköpfen, Fabel- und Mischwesen, Löwen, Vögeln oder auch gar pflanzlichen Motiven. Es werden sogar einige Beispiele von (einst) aufgemalten Köpfen erwähnt.

Dinzelbacher erwähnt zwar kurz, dass „*die isolierten leiblosen Köpfe der Bauplastik (...) sich von Sizilien bis Norwegen, von Irland bis Ungarn in großer Fülle*“ finden. Er erwähnt aber leider in keinem weiteren Satz, ob diese in einem Zusammenhang mit der so genannten „normannischen“ Bauplastik stehen, obwohl er einige Beispiele wie das Riesentor zu St. Stephan in Wien oder auch Berchtesgaden (Kreuzgang) und Regensburg vorstellt, die zu selbiger gezählt werden.

Als Kunsthistoriker kommen einem die stilistischen Bezüge innerhalb dieser Welt der mythischen Darstellungen etwas zu kurz. Aber der Autor beabsichtigte wahrscheinlich auch keine stilistische Analyse, vielmehr versuchte er eine Einführung in eines seiner Spezialgebiete – die mittelalterliche Religiosität.

Leider ist beim Versuch ein handliches Taschenbuchformat herzustellen, die Benutzerfreundlichkeit ein wenig in den Hintergrund gerückt, neben dem Satzspiegel ist auch der unübersichtliche Wechsel zwischen Abbildungen des Text- und Bildteils im Anhang nicht überzeugend. Zusätzlich hätte man dem Büchlein auch ein Lesezeichen spendieren können, da bei dem vom Autor gewählten Aufbau ein ständiges Blättern zwischen Abbildungsteil, Endnoten und Text unabdingbar ist. Aber im Großen und Ganzen wird man durch die reich bebilderte Einführung (über 170 Abbildungen) in die fantastische Welt der mittelalterlichen Fratzen und ihrer Bedeutung dafür entschädigt. Man bekommt auch Lust, beim nächsten Besuch alter Kirchen nach diesen vielfältig gestalteten Figuren Ausschau zu halten und sich selbst darüber Gedanken zu machen.

Rezensiert von Christoph Freyer



**Sebastian Hackenschmidt (Hg.), Stefan Oláh:
Fünfundneunzig Wiener Würstelstände –
The Hot 95, Salzburg 2013, ISBN 978-3-7025-
0697-1**

Der Fotograf Stefan Oláh und der Kunsthistoriker Sebastian Hackenschmidt haben dem Würstelstand, einem typischen Wiener Unikum, der das Stadtbild in seinen verschiedensten Facetten prägt, ein Denkmal gesetzt. Die beiden Autoren, die bereits vor einigen Jahren mit eindrucksvollen Büchern über die „*Österreichische Architektur der Fünfziger Jahre*“ und „*Sechszwanzig Wiener Tankstellen*“ verantwortlich zeichneten, rückten mit „*Hot 95*“, wie die vorliegende Publikation im Untertitel heißt, nun wieder etwas Alltägliches, das meist wenig Beachtung findet, ins Licht der Öffentlichkeit.

Die Texte von Sebastian Hackenschmidt, Leonhard Weininger, Daniel Spoerri und Tex Rubinowitz spiegeln das Eindringen des Würstelstandes in den Alltag wider. Wiedergegeben wird neben Zitaten aus dem Parlament auch Literarisches, etwa von Jura Soyfers „*Bilder von einem Würstelwagen*“ bis zu Josef Roths „*Das kleine Sacher*“. So erfährt man einerseits einiges über den Würstelstand als Institution, andererseits wird die Geschichte verschiedener Würstsorten wie der Frankfurter oder der unerwartet jungen Kreation der Käsekrainer – die obwohl sie erst in den 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts erfunden wurde, bereits annähernd 70% des Marktanteils abdeckt – näher beleuchtet.

In der vorliegenden Publikation wird der Geschichte des Würstelstandes – die bereits im 17. Jahrhundert beginnt – nachgegangen. Der Würstelstand, wie wir ihn heute kennen – ein vorwiegend feststehender Kiosk, ist ein Produkt der 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts. Zuvor war dieser meist mobil und wurde in der Früh an belebte Plätze der Stadt gebracht und am Abend wieder weggeführt. Die zahlreichen Fotos, wie der Untertitel „*The Hot 95*“ bereits verrät, zeigen 95 Wiener Würstelstände. Diese Labquellen in ihren unterschiedlichsten Facetten werden, was vielleicht besonders interessant ist, nicht losgelöst, sondern in ihre Umgebung eingebettet dargestellt. So wird die Beziehung zwischen dem Kiosk und dem ihn umgebenden Stadtraum sowie die Wechselwirkung zwischen beiden sichtbar gemacht. Die unterschiedlichsten Situationen und Ausprägungen sind zu entdecken: da gibt es den Typus des nur nebenbei Dastehenden, des stolz Aufgeputzten mit Ambitionen zu einem kleinen Restaurant oder des sich geduckt in eine Häuserecke Schmiegenden. Auch ist der einzige noch fahrbare Würstelstand in der Publikation abgebildet: Dieser wird allerdings erst jeweils am Abend von einem Kleintraktor an seinen Platz gebracht. Die Vielfalt der Würstelstände reicht vom halb verfallenen Kiosk über den denkmalgeschützten Stand am ehemaligen Großgrünmarkt, der zum Ensemble des Naschmarkts gehört, bis zum

von Architekten entworfenen „*Luxusstand*“ mit Heizstrahlern hinter der Wiener Oper. Wie Stefan Oláh sagte, ging es ihm nicht nur um den Würstelstand an und für sich, sondern besonders um das „*Drumherum*“. Das heißt: wo stehen sie, in welche Umgebung sind sie eingebettet und welche Brüche entstehen daraus.

Stefan Oláhs eindrucksvollen Bildern sieht man die Ruhe und Überlegtheit an, mit der sie aufgenommen wurden. Er behandelt diese Kleinarchitekturen mit derselben Sorgfalt wie Monumentalbauten. Es sind nicht kleinformatige oder digitale Schnellschüsse aus der Hüfte, die eine flüchtige Momentaufnahme darstellen, wie man sie immer öfter zu sehen bekommt, sondern der Fotograf verwendet – wie auch bereits bei anderen Projekten – eine analoge großformatige Plattenkamera. Diese klassische Technik braucht Zeit, die sich auch in der Ruhe der gezeigten Fotos widerspiegelt.

Rezensiert von Christoph Freyer

**ausgezeichnet. OÖ Landeskulturpreis Architektur
1978-2012, Herausgeber: afo architekturforum
oberösterreich, Direktion Kultur des Landes
Oberösterreich, Salzburg 2013, ISBN 978-3-7025-
0737-4**

Werkgruppe Linz, Karl Odorizzi, Johannes Spalt, Friedrich Achleitner, Roland Rainer, Viktor Hufnagl und Romana Ring – diese Architektinnen und Architekten verbindet eines außer ihrem Beruf: Sie und noch zahlreiche andere gehören zu jenen, die zwischen 1978 und 2012 mit dem Oberösterreichischen Kulturlandespreis für Architektur ausgezeichnet wurden.

Bereits 1961 begann das Land Oberösterreich Kulturlandespreise zu vergeben, erst 17 Jahre später (1978) wurden diese um den Bereich Architektur ergänzt. 1992 kam zudem ein nach dem Otto-Wagner-Schüler und Wahloberösterreichischer Mauriz Balzarek benannter Preis hinzu und im Jahr 2000 wurde der Architektenpreis „*Bauwerk des Jahres*“ ins Leben gerufen, der jährlich vergeben wird.

2013, zum 35-jährigen Bestehen des Oberösterreichischen Landeskulturpreises Architektur, organisierte das *afo architekturforum oberösterreich* gemeinsam mit dem Land Oberösterreich eine Ausstellung und gab ein begleitendes Buch heraus. Diese vorliegende Publikation widmet sich all jenen Preisträgerinnen und Preisträgern, denen seit 1978 eine dieser Auszeichnungen verliehen wurde.

Alle gewürdigten Architektinnen und Architekten werden mit ihrem Werk vorgestellt. Hierzu wurden für dieses Buch / diese Ausstellung alle Ausgezeichneten aufgefordert drei ihrer Werke auszuwählen: einen zum Zeitpunkt der Preisvergabe relevanten Bau, einen, der im bisherigen Schaffen einen

besonderen Stellenwert einnimmt, sowie ein aktuelles Werk. Diese Auswahl sollte einen möglichst breit gefächerten Überblick über ihr Œuvre bieten. Einen Einblick in die Persönlichkeiten der Architektinnen und Architekten gibt die Fragestellung der Einzelinterviews, die Veronika Müller mit großteils standardisierten Fragen führte: Was treibt Sie an? Was sind die größten Herausforderungen des Berufs? Was verbindet Sie mit Ihren Kollegen? Wo sehen Sie die Zukunftsaufgaben der Architektur? Bei Johannes Spalt und Viktor Hufnagl, die aufgrund ihres Ablebens nicht mehr interviewt werden konnten, nimmt jeweils ein Text von Friedrich Achleitner diesen Part ein. Für Roland Rainer, den Preisträger von 1990, wurde ein Gespräch mit dessen Tochter Eva Rubin geführt. Jeder Vorstellung ist eine Kurzbiografie angeschlossen.

Die so aufgezeichneten Lebenswege und Entwicklungen lassen sich durch die langjährige Betrachtung zu einer Kultur- respektive Architekturlandschaft zusammenfügen. Man kann die Kreuzungspunkte der Wege erkennen, die einem je nach Betrachtungsstandpunkt immer wieder neue Aufschlüsse geben können. So verweisen zum Beispiel mehrere Architekten auf Ernst A. Plischkes Haus Gamerith am Attersee, von dem sie sich inspiriert fühlten. Dieses weltbekannte Haus erweist sich somit als ein Knotenpunkt in der Architekturgeschichte, das über Generationen hinweg zu inspirieren vermag.

Ein chronologisches Verzeichnis aller Jurymitglieder rundet die grafisch sehr schön gestaltete Publikation zum *Oberösterreichischen Landeskulturpreis Architektur* ab. Neugierig macht der Hinweis auf der Rückseite des Buches über das Architektenteam Pauhof, das den 1996 verliehenen Landeskulturpreis zurücklegte. Schade, dass sich im Buchinneren kein weiterer Hinweis darauf findet.

Rezensiert von Christoph Freyer

Denkmalwerte Denkmalpreise. Denkmalpflegepreise des Landes Oberösterreich 2002-2013, herausgegeben vom Amt der Oberösterreichischen Landesregierung – Direktion Kultur, Salzburg 2013, Verlag Anton Pustet, 132 Seiten – ISBN 978-3-7025-0755-8

Seit 2002 vergibt das Land Oberösterreich jährlich im Herbst einen Preis für Denkmalpflege. Diese auf Vorschlag von Landeskulturreferent und Landeshauptmann Dr. Josef Pühringer initiierte Auszeichnung würdigt besondere Leistungen im Bereich der Restaurierung und Denkmalpflege. Oberösterreich ist bis dato das einzige Bundesland Österreichs in dem ein solcher Preis etabliert ist. Die Fachjury, die jährlich die vielfältigen Einreichungen beurteilt, setzt sich aus Vertretern des Bundesdenkmalamtes, der Diözese, des Vereins für Denkmalpflege und Restau-

ratoren zusammen. Eine Besonderheit bei dem Oberösterreichischen Denkmalpflegepreis ist hierbei auch die Miteinbeziehung des Umgangs mit dem Bestand. So wurde zu den einzelnen Sparten auch eine eigene Kategorie – der Landespreis für Barrierefreiheit bei Kulturdenkmälern – ins Leben gerufen. Mit dem mit 7.500,- Euro ebenso hoch dotierten Preis wie dem eigentlichen Denkmalpreis wird ein besonderer Anreiz geschaffen, das Überlieferte möglichst gekonnt und schonend für die Zukunft zu adaptieren. Mit dem Denkmalpflegepreis werden Leistungen gekürt, die über das vom Gesetz Vorgeschriebene hinausreichen.

Zu den denkmalpflegerischen Prinzipien gehören die Erhaltung und Restaurierung der historischen Substanz sowie die Schärfung des Bewusstseins für die Qualitäten derselben. Dazu zählen zum Beispiel die Wiederverwendung alter Tondachziegel, die Beibehaltung und Reparatur der alten hölzernen Kastenfenster oder die fachgerechte Ausbesserung historischer Fassaden und Putzschichten. Der Denkmalpflegepreis ist auch eine Wertschätzung der spezialisierten Handwerksbetriebe, die neben den neuesten Technologien auch die Kunst alter Techniken bewahren.

Nicht zu unterschätzen ist auch der wirtschaftliche Faktor, der solchen Preisen innewohnt. So wird durch solche Publikationen zur fachgerechten Restaurierung und Erhaltung des Kulturgutes geworben. Und wie Paulus Wall in seinem Beitrag im vorliegenden Buch feststellt „...dass jeder Euro, der in ein Denkmal fließt, für Folgeinvestitionen in 15facher Höhe sorgt.“

Die Publikation, deren Cover von einem barocken Türbeschlag des Pfarrhofes Heiligenberg geziert wird, stellt die bisherigen – von 2002 bis 2013 – vergebenen Preise vor. Jedem der 45 ausgezeichneten Objekte ist eine Doppelseite gewidmet, auf der das jeweilige Bauwerk und seine Restaurierungsmaßnahmen kurz vorgestellt werden. Die reich bebilderte Publikation gibt einen Einblick in die Vielfalt der Denkmalpflege. So sind neben Kirchen, und Wohnbauten über Fabrikanlagen bis zu Kleindenkmälern alle möglichen Bauformen vertreten. Die vorgestellten Objekte waren oft bis zur Prämierung in der Öffentlichkeit wenig bekannte Schätze aus dem reichen Kulturerbe des Landes. Ohne des Einsatzes der Eigentümer und der Hilfe der staatlichen Denkmalpflege könnten diese nicht erhalten werden.

Beiträge von der Landeskonservatorin Oberösterreichs, Ulrike Knall-Brskovsky, dem Welterbebeauftragten des BMUKK Bruno Maldoner und anderen Fachleuten aus dem Bereich der Denkmalpflege lassen den Leser und die Leserin an der Besonderheit dieses Preises teilhaben.

Rezensiert von Christoph Freyer

"Wien - Innere Stadt, Weltkulturerbe und lebendiges Zentrum". Hrsg.: Magistrat der Stadt Wien, MA 19 - Architektur und Stadtgestaltung, Redaktion und Texte: J. u. M. Wehdorn, R. Zunke, Wien 2014. 52 Seiten, Übersichtspläne in Umschlagklappen, zahlr. Abb. u. Pläne. Broschiert 29,7 x 16 cm, gratis.

Die vom Magistrat der Stadt Wien und der MA-19 Architektur und Stadtgestaltung im Mai 2014 (auch in englischer Sprache) herausgegebene Broschüre befasst sich mit der Inneren Stadt als Weltkulturerbe und lebendiges Zentrum.

Dem Thema kommt große Bedeutung zu, da seit dem Frühjahr 2014 eine Medienkampagne zugunsten eines Hochhausprojektes Eislaufverein/Hotel Intercontinental läuft, das auf Grund einer von der Stadt Wien geduldeten Juryentscheidung (sowohl der Wiener Planungsdirektor als auch der Leiter der MA-19 Stadtgestaltung haben als Mitglieder der Jury für das Projekt gestimmt) entgegen den Bestimmungen des geltenden Managementplans in der Kernzone des UNESCO-Welterbes in der wichtigsten Sichtachse vom Belvedere auf die Innenstadt errichtet werden soll (Abb. 10b auf S. 16 in diesem Heft). Der Hinweis, dass es sich ja nur um eine Juryentscheidung und keine konkreten Absichten der Stadt handle, ist als Ausrede zu werten, damit die zu erwartende negative Beurteilung des Projekts durch die UNESCO und ihre beratenden Körperschaften und die daraus resultierende ernste Gefahr der Streichung Wiens aus der Welterbeliste so spät wie möglich eintreten (Wiener Landtagswahlen 2015!).

UNESCO-Welterbe, Kriterien für die Eintragung Wiens:

Einleitend werden die drei Gründe für die 2001 erfolgte Eintragung Wiens in die Welterbeliste genannt:

- * Die städtebauliche und architektonische Qualität des Historischen Zentrums von Wien ist ein hervorragendes Zeugnis für den Austausch von Werten durch das ganze zweite Jahrtausend;
- * Drei Schlüsselperioden der kulturellen und politischen Entwicklung Europas - das Mittelalter, die Barockzeit und die Gründerzeit - sind durch das städtebauliche und architektonische Erbe des historischen Zentrums von Wien in außergewöhnlicher Form repräsentiert;
- * Seit dem 16. Jahrhundert gilt Wien weltweit als die Musikhauptstadt Europas.

Weiters wird ein Überblick über Stadtentwicklung Wiens gegeben. Dabei wird betont, dass die bedeutendste der barocken Sichtachsen, nämlich jene vom Belvedere auf die Innenstadt, in die Kernzone des Welterbes einbezogen wurde.

Statements:

Es folgt eine Reihe von Aussagen österreichischer Politiker, hochrangiger internationaler Vertreter von UNESCO und ICOMOS, einschlägig tätiger Beamter von Bund und Land Wien, sowie einiger Persönlichkeiten des öffentlichen und kulturellen Lebens (Seiten 2-35). Das Zustandekommen dieser Statements ist nicht bekannt, mit denen angesichts der beschriebenen aktuellen Hochhausproblematik des Welterbes in Wien manche der Betreffenden entweder kompromittiert werden oder sich selbst kompromittieren. Die strenge Kritik des Präsidenten von ICOMOS-Österreich, der in seinem Statement (Seite 35) von der Notwendigkeit eines Überdenkens der bisherigen Vorgangsweise im Sinne einer Kurskorrektur spricht, wird von den Autoren der Broschüre ignoriert und im Gegenteil an anderer Stelle zu Unrecht von einer Abstimmung der Höhenentwicklung mit UNESCO und ICOMOS im Umfeld von Wien Mitte mit dem Resultat einer Orientierung an einer Höhe von rund 70m gesprochen - Ergebnis eines aus heutiger Sicht mehr als nachteiligen "*Kompromisses*".

Durch viele dieser Statements und die Beschreibung der jüngeren Stadtgeschichte zieht sich wie ein roter Faden die Frage nach der Gewichtung von Bewahrung und Neugestaltung. Beginnend mit der verständlichen Forderung, dass Welterbe kein Glassturz sein dürfe, werden weitergehende Forderungen gestellt. Wenn aber eine Angehörige der Stadtbaudirektion den für die Eintragung in die Welterbeliste maßgeblichen Schlüsselepochen des 2. Jahrtausends eine ebenso qualitätsvolle Epoche des 3. Jahrtausends anfügen will und das Welterbe als Auftrag sieht, sich weiterhin intensiv mit der Veränderung der Stadt und vor allem dem lebendigen Kern Innenstadt auseinanderzusetzen, geht das über eine vertretbare Welterbepolitik weit hinaus (Seite 9). Die aus manchen Statements und vor allem aus der gegenständlichen Broschüre heraushörbare Sorge vor einer Überbewertung des Alten gegenüber dem Neuen erscheint unbegründet. Wie sich am Beispiel Eislaufverein/Hotel Intercontinental zeigt, lässt die Stadt doch überall Hochhäuser bauen, wo ein Investor Interesse signalisiert, ob es dem vom Gemeinderat 2002 beschlossenen Hochhauskonzept entspricht oder nicht.

Welterbe und zeitgenössische Architektur:

Es fragt sich, warum das Winterpalais des Prinzen Eugen und das Stadtpalais Liechtenstein als erwiesenermaßen nicht zeitgenössisch in diesem Kapitel aufscheinen (Seiten 18-19). Umso zeitgenössischer sind dafür andere in diesem Zusammenhang gezeigte Beispiele wie etwa das Hotel Topazz (Lichtensteg 3/Kramerg.), das k 47 (Franz Josefs Kai 47), das P&C Weltstadthaus (Kärntnerstr. 29-31) und der Design Tower (Praterstr. 1) nördlich des Donaukanals. Die Autoren versuchen, diese Objekte mehr aus sich selbst zu rechtfertigen, als ihre Einbindung ins Stadtbild zu untersuchen. Es

ist interessant, dass das Hotel Topazz ein Niedrigenergiehaus ist. Offen bleibt, warum dieses Ergebnis nur mit dieser Fassade zu erzielen war (Seite 20). Unerklärt bleibt auch, warum man sich nicht beim P&C Weltstadthaus, so wie im Wiener Memorandum empfohlen, an die alte Parzellenstruktur gehalten hat, sondern die ganze Fassade des Blocks an der Kärntnerstraße bis auf das denkmalgeschützte Eckhaus mit einer den bisherigen Maßstab ignorierenden Fassade gestaltet hat (Seite 21). Und die bei dem Objekt Rathausstr.1 als Verdienst der Projektentwickler gepriesene Erhaltung des Blicks von der Josefstädterstraße zum Südturm von St. Stephan ist einzig und allein der Hartnäckigkeit von ICOMOS und einer Bürgerinitiative aus dem VIII. Bezirk zu verdanken (Seite 24 und *Editorial* in diesem Heft).

Überhaupt bleibt im ganzen Kapitel *"Welterbe und zeitgenössische Architektur"* der 2005 von der Stadt Wien und der UNESCO mit großem Aufwand (600 Teilnehmer aus 55 Ländern) gemeinsam veranstaltete internationale Kongress zum selben Thema unerwähnt und auch nicht das dabei verabschiedete Wiener Memorandum und dessen Artikel 14: *"die zentrale Herausforderung der zeitgenössischen Architektur in der historischen Stadtlandschaft besteht darin, einerseits auf die Entwicklungsdynamik zu reagieren, um sozioökonomische Veränderungen und Wachstum zu ermöglichen, und andererseits gleichzeitig das überlieferte Stadtbild und sein Umfeld zu respektieren. Lebendige historische Städte, insbesondere Welterbestädte, brauchen eine Stadtplanungs- und Managementpolitik, die Erhaltung zu einem zentralen Thema macht. In diesem Prozess, dürfen die Authentizität und Integrität der historischen Stadt, die von verschiedenen Faktoren bestimmt sind, nicht kompromittiert werden"*.

Besonderes Erstaunen erweckt, dass sich hier auch das Hochhausprojekt Eislaufverein/Hotel Intercontinental mit der Erklärung vorfindet, dass es das historische Umfeld respektiere und mit seiner Höhe von 73 m den Vorgaben der StädtebauexpertInnen und den Maßstäben vergleichbarer Nachkriegsbauwerke nördlich des Donaukanals und östlich des Wienflusses entspräche (Seiten 32-33). Es fragt sich, welche ExpertInnen gemeint sind, denn im technischen Bericht von ICOMOS vom Mai 2014 wird das Vorhaben als grundsätzlich im Gegensatz zu den Empfehlungen der UNESCO/ICOMOS ExpertInnenmission bezeichnet, die 2012 Wien besucht hat. Außerdem stimmt der Vergleich nicht, weil die zum Vergleich herangezogenen Beispiele außerhalb der Kernzone des Welterbes liegen. Kein Wort davon, dass das Vorhaben dem Managementplan des UNESCO-Welterbes gleich aus zwei Gründen widerspricht, weil der Standort in der Kernzone des Welterbegebietes und noch dazu genau in der wichtigsten Sichtachse vom Belvedere auf den historischen Stadtkern liegt.

Schutz des Welterbes - Strategien, Instrumente und Monitoring:

Die Verdienste Wiens um seine Schutzzonen und den Altstadterhaltungsfonds stehen außer Zweifel und sollen auch an dieser Stelle ebenso wie die kulturrelevanten Daten positiv hervorgehoben werden.

Dagegen sind von den in diesem Kapitel sonst noch erwähnten Themen die einseitig auf zeitgenössische Architektursprache ausgerichtete Interpretation des Wiener Memorandums, die Handhabung des Managementplans und des Wiener Hochhauskonzeptes sowie der sogenannte Masterplan Glacisverbauung äußerst kritisch zu sehen.

Solange Stadtplanung und Stadtentwicklung sich beliebig und ungestraft über Dokumente wie Managementplan und Hochhauskonzept hinwegsetzen können (wie das aktuelle Beispiel des Hochhausprojektes Eislaufverein/Hotel Intercontinental zeigt), sind diese nicht das Papier wert, auf dem sie gedruckt sind.

Der *Masterplan Glacisverbauung* ist nichts anderes als der Versuch, die Ringstraßenzone mit ihren Straßen- und Grünräumen (einer der Gründe für die Eintragung Wiens in die Welterbeliste) zu verdichten und zu verbauen. Durch den Begriff Glacis suggeriert man eine leere unbebaute Fläche und leugnet damit die inzwischen an dieser Stelle in der Gründerzeit entstandene Ringstraße, die ein nach einheitlichen Gestaltungsregeln entstandenes, funktionierendes Gesamtkunstwerk ist.

Die in der Broschüre beschriebenen Visualisierungsstudien und das 3D-Modell der Wiener Innenstadt sind eindrucksvolle Instrumente - vorausgesetzt, dass man sie auch überall anwendet (Seiten 40-43). Wie in der Broschüre dargestellt, wurden sie etwa zur Beurteilung der Sichtbarkeit von Hochhausbauten des neuen Hauptbahnhofes vom Belvedere aus angewendet und es wurde damit einer Forderung des Welterbekomitee in seiner Sitzung 2011 entsprochen (Seiten 44-45).

Es ist nicht bekannt, dass die Stadt Wien der UNESCO oder ICOMOS eine mit Hilfe dieser Instrumente angefertigte Visualisierungsstudie des Blicks vom Belvedere auf das bereits mehrfach erwähnte Hochhausprojekt Eislaufverein/Hotel Intercontinental übermittelt hätte. Dies wäre zur Beurteilung dieses Vorhabens äußerst wichtig, wenn man es schon in der Broschüre als Beispiel für Welterbe und zeitgenössische Architektur unter dem Titel *"Schutz des historischen Zentrums und Entwicklung der Stadt am Rande des Welterbes"* präsentiert. Daher gilt zur Beurteilung dieser Instrumente, dass sie nur so gut sein können, wie man sie anzuwenden gewillt ist.

Was die städtebauliche Entwicklung entlang des Donaukanals und Wienflusses anlangt, berichtet die Broschüre über eine mit UNESCO und ICOMOS erfolgte Abstimmung betreffend die Höhenentwicklung mit einer Orientierung an einer Höhe von rund 70m im Umfeld von Wien Mitte, und mit der Akzeptanz einer städtebaulichen Entwicklung von rund 70m in der Pufferzone und in den im Zweiten Weltkrieg weitgehend zerstörten Bereichen. In der dazu vorliegenden Darstellung der Broschüre (Seiten 46-47) sind das Hotel Intercontinental, der Eislaufverein und das Konzerthaus mit einer falschen Signatur dargestellt. Obwohl sie in der Kernzone und nicht in der Pufferzone des Welterbegebietes liegen und im Krieg nicht zerstört wurden, werden sie in der Luftaufnahme mit der dafür vorgesehenen Signatur dargestellt, welche die Akzeptanz einer städtebaulichen Entwicklung von 70m bedeuten würde. Hier war anscheinend wieder das dem Managementplan widersprechende Hochhausprojekt Eislaufverein/Hotel Intercontinental Vater des Gedankens.

Die Entscheidung des Welterbekomitees, die in der Broschüre mit als Grund für die Neufassung des Hochhauskonzeptes herangezogen wird (Seite 39), verlangte die verpflichtende Beurteilung von optischen Beeinträchtigungen, keine Neufassung.

Das Ergebnis der 2012 erfolgten gemeinsamen Mission von UNESCO und ICOMOS wird in der Broschüre dahingehend interpretiert, dass die einzelnen Projekte keinen negativen Einfluss auf den Welterbestatus darstellten. Die Planung sei jedoch dahingehend zu verbessern, dass eine noch optimalere Abstimmung zwischen den Interessen der Stadtentwicklung und des Welterbes erfolgt. Das kann man in dieser Form nicht gelten lassen und muss auf die authentische Berichterstattung der UNESCO zurückgreifen:

Die Entscheidungen des Welterbekomitees kann man nämlich in englischer und französischer Sprache auf der Website der UNESCO: <http://whc.unesco.org/en/list/> unter Österreich finden. Wenn man darauf die entsprechende Welterbestätte "*Historic Centre of Vienna/Centre historique de Vienne*" anklickt, finden sich gleich rechts unterhalb der Weltkarte eine Rubrik "*State of conservation (SOC) by year / Etat de conservation (SOC) par année*" und dort unter dem entsprechenden Jahr die offiziellen Entscheidungen der jeweiligen Welterbekomiteesitzungen.

Der Verfasser hat auszugsweise eine deutsche Übersetzung der für das Historische Zentrum Wiens zutreffenden wesentlichsten Passagen aus der Sitzung des Welterbekomitees 2013 versucht:

"...September 2012: Gemeinsame Welterbezentrums / ICOMOS Kontrollmission zu "Schloss und Park Schönbrunn" und zum "Historischen Zentrum Wiens."
a) Hochhausprojekte im Zentrum:

...Die städtebauliche Entwicklung entlang des Donaukanals bleibt kritisch. Da die derzeitigen Vorhaben bereits das Historische Zentrum von Wien beeinträchtigt haben, erscheinen strenge Höhenbeschränkungen und die Einschränkung von Leuchtreklamen an bestehenden Bauten von entscheidender Bedeutung.

c) Sanierungsprojekt Intercontinental Hotel:

Die neueste Entwicklung betrifft einen Baublock mit dem Intercontinental Hotel, dem Wiener Eislaufverein und dem Konzerthaus. An dieser besonderen Stelle am Rand der Welterbezone sind die Blickbeziehungen zwischen dem Belvedere und der Altstadt wesentlich und werden bereits durch das bestehende Hotel gestört.

Analyse und Zusammenfassung:

....Es wird auch empfohlen, dass Artikel 46 des Wiener Stadtentwicklungskonzeptes der sich mit Hochhausplanung befasst, dahingehend revidiert wird, die verpflichtende Beurteilung von Sichtbeeinträchtigungen einzubeziehen, einschließlich unterschiedlicher jahreszeitlicher und Lichtverhältnisse...

...Im Fall von Wien haben die meisten Einzelvorhaben eine begrenzte Auswirkung auf Skyline und Sichtbeziehungen. Aber die summierte Beeinträchtigung dieser Vorhaben über viele Jahre gibt Anlass zur Sorge. Um das künftige Risiko zu vermeiden, dass die Ballung (Anm.d.Übers.: von Hochhäusern) einen Grad erreicht, der die weltweit außergewöhnliche Bedeutung irreversibel beeinträchtigt, benötigt Wien eine starke und klare politische Selbstverpflichtung und deren strikte Umsetzung in Verordnungen und Stadtplanungspolitik."

Ein allerdings erst nach dem Druck der Broschüre im Mai 2014 erschienener "*Technischer Bericht*" von ICOMOS-International relativiert die in der Broschüre berichtete Empfehlung der ExpertInnenmission 2012 zu "*einer noch optimaleren Abstimmung zwischen den Interessen der Stadtentwicklung und des Welterbes*" (Seite 48) und lässt trotz der diplomatischen Sprache keinen Zweifel daran, dass das weitere Betreiben der Verwirklichung des Wettbewerbsprojektes Wiener Eislaufverein /Hotel Intercontinental/Wiener Konzerthaus den Verbleib Wiens auf der Welterbeliste in Frage stellen könnte (Auszugsweise Übersetzung des Verfassers). "*...das hochgelobte Ergebnis des Architekturwettbewerbs widerspricht in seinem Entwurf grundsätzlich den Empfehlungen der gemeinsamen UNESCO/ICOMOS Kontrollmission vom September 2012 ...*

...Was das vorgeschlagene Sanierungsprojekt "Wiener Eislaufverein/Hotel Intercontinental/ Wiener Konzerthaus" innerhalb der Welterbestätte betrifft, betrachtet ICOMOS die vorgeschlagene Lösung als nicht akzeptierbar, da sie die Sichtbeziehungen der Stätte stark beeinträchtigen und die Bedingungen für die Integrität und Authentizität der bestehenden Skyline und des Stadtbildes weiter schwächen würde.

Wie im Bericht über den Erhaltungszustand 2013 festgehalten, sollte bedacht werden, dass, obwohl Einzelvorhaben nur eine begrenzte Auswirkung auf die Skyline und die Sichtbeziehungen haben, es die Anzahl vieler derartiger Projekte über viele Jahre ist, die Sorgen bereitet. Würde die Verwirklichung des derzeit vorgeschlagenen Projekts "Wiener Eislaufverein/Hotel Intercontinental / Wiener Konzerthaus" weiter betrieben, würden diese Bedenken weiter verschärft und die Summe der Beeinträchtigungen könnte einen Grad erreichen, der die weltweit außergewöhnliche Bedeutung der Welterbestätte irreversibel beeinträchtigt..."

Zusammenfassung:

Diese Broschüre desinformiert durch geschönte Formulierungen, falsche Interpretation von UNESCO-Welterbedokumenten und eine durch beliebiges Weglassen oder Ignorieren unbequemer Sachverhalte verfälschte Darstellung. Sie unterstützt die zugunsten des Vorhabens Hochhausprojekt Eislaufverein/Hotel Intercontinental seit Frühjahr 2014 in Wien geführte umfassende Medienkampagne, die dieses Vorhaben schönredet, Fehlinformationen über dessen Verträglichkeit mit dem UNESCO Weltkulturerbe verbreitet, und verschleiert, dass das Projekt das Stadtbild, insbesondere die für Wien charakteristische Blickachse vom Belvedere auf die Innenstadt wesentlich beeinträchtigen würde.

Der Rezensent hat vor kurzem eine Studienreise zu Welterbestätten im Loiretal, der Bretagne und der Normandie geleitet. Dort hat man z.B. den 1880 errichteten Zufahrtsdamm nach Mont Saint Michel als sowohl ökologischen wie auch optischen Fehler erkannt und gerade jetzt durch eine zeitgenössische Brückenkonstruktion eines österreichischen Archi-

tekten ersetzt. In Wien dagegen werden Fehler der Vergangenheit (Hochhaus am Schottenring, Hotel Intercontinental) als Begründung für noch größere Fehler (Hochhausprojekt Eislaufverein/Hotel Intercontinental) herangezogen.

In diesem Zusammenhang ist die verblüffende Aktualität der vom Generalkonservator der seinerzeitigen k. k. Zentralkommission, Max Dvořák, in seinem 1916 erschienenen Buch „*Katechismus der Denkmalpflege*“ genannten wichtigsten Gründe für den Verlust von Kulturgut auffallend (die k. k. Zentralkommission gilt als Vorläuferin des heutigen Bundesdenkmalamtes in der Monarchie):

- 1) Dummheit und Ignoranz,
- 2) Habsucht und Betrug,
- 3) missverstandene Fortschrittsideen und Forderungen der Gegenwart,
- 4) unangebrachte Verschönerungs- und Neuerungssucht.

Durch Staatsvertrag mit der UNESCO (Bundesgesetz vom 28. Jänner 1993, BGBl. 60/1993) übernimmt der Vertragsstaat Österreich die Verpflichtung zur Erhaltung seiner Welterbestätten nach Bestand und Wertigkeit. Verantwortlich dafür ist der Kulturminister der Republik Österreich. Doch dessen höchster Beamter, der Sektionschef der Kultursektion, sieht sich nach eigener Aussage gleichsam nur als "*postillon d'amour*" der Korrespondenz zwischen der Stadt Wien und der UNESCO anstatt mit der Einhaltung des von der Stadt Wien sich selbst auferlegten Managementplans zumindest die von der UNESCO vorgeschriebenen Spielregeln einzumahnen.

Formal ist die Broschüre aufwendig und professionell erstellt und enthält schönes Bildmaterial und informative Pläne.

**Rezensiert von Franz Neuwirth
f.neuwirth@gmx.net**

Die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege (ÖGDO) teilt mit, dass der Jahresbetrag 2014 für ordentliche Mitglieder, der zum Bezug der Zeitschrift „Steine sprechen“ berechtigt, gemäß Beschluss der 30. Ordentlichen Hauptversammlung am 14. November 2013 EURO 35,- beträgt. Der Betrag enthält keine Umsatzsteuer. Einzahlung oder Überweisung auf das Konto der Gesellschaft bei ERSTE BANK, Empfänger: Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege, BIC: GIBAAWW, IBAN: AT942011100030262860 mittels Zahlschein oder Net-Banking. Bitte, vergessen Sie nicht, Name und Adresse des Einzahlers anzugeben. Der Bezug des Newsletters der ÖGDO kann kostenlos per e-mail abonniert werden. Bitte entnehmen Sie alle aktuellen Ankündigungen von Veranstaltungen der ÖGDO diesem Newsletter und der homepage der ÖGDO (<http://denkmal-ortsbildpflege.at/programm.html>). Die jeweils nächste Veranstaltung ist auch über facebook abrufbar.

Eigentümer und Herausgeber: Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege, A-1010 Wien, Karlsplatz 5, Künstlerhaus. Präsident: Univ.-Prof. Arch. Dipl.-Ing. Dr. Friedmund Hueber; Vizepräsidenten: Prof. Mag. Martin Kupf; Dipl.-Ing. Dr. Milos Kruml; Schriftführerin: Mag. Désirée Vasko-Juhász; Schriftführer-Stellvertreter: Mag. Christoph Freyer; Finanzreferent: Univ.-Prof. Dr. Mario Schwarz; Finanzreferent - Stellvertreter: KR Dr. Wilhelm Wilfinger, alle: A-1010 Wien, Karlsplatz 5. Druck: Druckerei Robitschek GmbH, Schlossgasse 10-12, A-1050 Wien. Aktuelle Informationen unter: www.denkmal-ortsbildpflege.at. E-Mail-Adresse: gesellschaft@denkmal-ortsbildpflege.at. Grundlegende Richtung gemäß § 2 der Vereinsstatuten: Erforschung und Pflege der historischen Denkmäler und Aufgaben der Orts- und Stadtbildpflege. Nachdruck nur mit Genehmigung der Autoren und Fotografen. Vereinsmitglieder erhalten je ein Exemplar dieser Ausgabe gratis. Einzelbezug: EURO 10,- plus Versandkosten. ISSN: (AU)0039-1026.